



SURPRISE

«HEIMAT BEDEUTET
FÜR MICH EIN
ZUHAUSE MIT
EINEM BETT UND
GENUG ZU
ESSEN.»

Emil, 10

Warum wir mal wieder über Heimat reden müssen.
Nicht nur am 1. August.

Ab Seite 8

«Während meiner Obdachlosigkeit waren Bücher mein Rettungsanker»

Nicolas Gabriel erlebt auf seinem Sozialen Stadtrundgang durch Zürich, was ihm während seiner 17 Jahre Obdachlosigkeit oft versagt blieb: die Begegnung mit anderen Menschen.

Buchen Sie einen Sozialen Stadtrundgang in Basel, Bern oder Zürich.



Heimaten

Wir feiern den 1. August (und darüber hinaus), und zwar mit:

einer Rede von der Soziologin Sarah Schilliger. Sie schreibt: **«Heimat ist eine geteilte Erfahrung.** In Beziehungen eingebunden zu sein, gemeinsam zu sorgen und umsorgt zu werden, zusammen an einer anderen Zukunft zu bauen.» Ab Seite 9.

einem Interview mit dem Historiker Bernhard C. Schär zu unserem Schweizbild. Und der Frage, ob es **so etwas wie progressiven Patriotismus** gibt. Ab Seite 13.

einer persönlichen Betrachtung eines abgewiesenen Asylsuchenden, der vor Kurzem nach Sri Lanka ausgeschafft wurde. Thaya-paran Suriyakumar schreibt: **«Ich werde vielleicht noch einige Jahre lang ein Mann ohne Heimat bleiben** – nicht, weil ich kein Haus habe, sondern weil ich den Ort noch nicht gefunden habe, an dem meine Familie und ich zusammen in Frieden leben können.» Ab Seite 19.

Und mit einem Plädoyer für kollektiven Aufbruch. Meine Kollegin Sara Winter Sayilir schreibt: «Eine Schweiz mit wachem Blick auf die Menschenrechte und einer gehörigen Menge Selbstkritik **wäre eine Heimat, auf die man zu Recht stolz sein könnte.**» Ab Seite 23.

Was bedeutet Heimat für dich? Das haben wir Kinder und Jugendliche von sechs bis zwanzig Jahren gefragt. Ihre Gedanken dazu lesen Sie verteilt über diese Ausgabe, vom Cover mit Emil bis Seite 27 mit Mohamed. Wir danken den **Schüler*innen des Ati A der Sekundarschule Theobald Baerwart in Basel** sowie ihren Lehrpersonen, im Besonderen Herrn Laurent Tschudin, dem Kinderbüro Basel und den Kolleg*innen bei Surprise sowie unserem Umfeld. **Herzlichen Dank** für eure so persönlichen wie scharfsinnigen Antworten!

LEA STUBER
Redaktorin



Illustrationen



Alex Mages ist selbständiger Illustrator, Comiczeichner und Grafikdesigner aus Nürnberg. Seine Schwerpunkte liegen bei Musik-Illustration, Comic und Plakatgestaltungen mit analoger Zeichnung.

- | | | |
|--|---|---|
| 4 Aufgelesen | 9 Heimat
Unsere Rede zum 1. August | 28 SurPlus
Positive Firmen |
| 5 Na? Gut!
Vertrauen in die Demokratie | 13 Über die historische Entwicklung des Schweizbildes | 29 Wir alle sind Surprise
Impressum
Surprise abonnieren |
| 5 Vor Gericht
Das neue «Greenhushing» | 19 Von der Suche nach einer neuen Heimat nach der Flucht | 30 Surprise-Porträt
«Es tut mir gut, anderen zu helfen» |
| 6 Verkäufer*innenkolumne
Der ehemalige Stolz der SBB | 23 Das Schweizbild im Realitätscheck | |
| 7 Moumouni antwortet
Was ist Heimat? | | |

Konzertblockaden

Seit 40 Jahren verbindet das deutschlandweite Netzwerk «Lebenslaute» politische Proteste mit klassischer Musik. Jährlich beteiligen sich zwischen 80 und 130 Menschen an den Aktionen zu Umwelt-, Friedens- und sozialpolitischen Themen. Laien- und Berufsmusiker*innen, Jugendliche und Senior*innen führen an «Unrechtsorten» Konzertblockaden durch und laden zu Kundgebungen mit lokalen NGOs und Initiativen ein. Die diesjährige Aktion findet vor der Hauptgeschäftsstelle der Vonovia SE in Bochum statt. Mit rund 471 000 Wohnungen ist der börsennotierte Immobilienkonzern führend in Europa. Für die Aktivist*innen steht der Konzern beispielhaft für eine Wohnungspolitik, die Renditeinteressen über das Grundrecht auf Wohnen stellt.

bodo
schafft Chancen

BODO, BOCHUM/DORTMUND, #07/26



Gegen Atomwaffen, für Frieden: Das Netzwerk «Lebenslaute» verbindet bei seinen Auftritten klassische Musik mit zivilem Ungehorsam.

Jugendliche sind besorgt

Über die Hälfte (58 Prozent) der 14- bis 17-jährigen Jugendlichen in den norddeutschen Bundesländern Hamburg und Schleswig-Holstein befürchtet gesundheitliche Beeinträchtigungen durch den Klimawandel. Das zeigt die von der Barmer Krankenkasse beauftragte Sinus-Jugendstudie. Knapp 40 Prozent fühlen sich von der Angst vor dem Klimawandel stark belastet, und viele sind bereit, ihr Verhalten zu verändern. So möchten 87 Prozent überwiegend öffentliche Verkehrsmittel nutzen, 84 Prozent das Fahrrad. Ein Leben ohne Flugreisen können sich 57 Prozent vorstellen. Für die deutschlandweite Untersuchung wurden rund 2000 Jugendliche befragt, darunter 142 aus Hamburg und Schleswig-Holstein.

HEMPELS

HEMPELS, SCHLESWIG-HOLSTEIN, #362, JULI/AUG. 2026

Alleinerziehende gefährdet

75 Prozent der Alleinerziehenden in Schweden leben mit finanziellen Sorgen. Das geht aus der jüngsten Umfrage der dortigen Heilsarmee hervor. Alleinerziehende bilden demnach eine der **finanziell am stärksten gefährdeten Gruppen** in Schweden. Während schon 20 Prozent aller Einwohner*innen des Landes Angst haben, die eigene **Wohnung zu verlieren**, sind es bei Alleinerziehenden **36 Prozent**. Auch sagt **mehr als ein Drittel** von ihnen, dass sie sich **Freizeitaktivitäten für die Kinder** kaum leisten können. **39 Prozent** haben Schwierigkeiten, **Zahnbehandlungen** zu bezahlen.

faktum

FAKTUM, GÖTEBORG, #286, JULI 2026

Na? Gut!

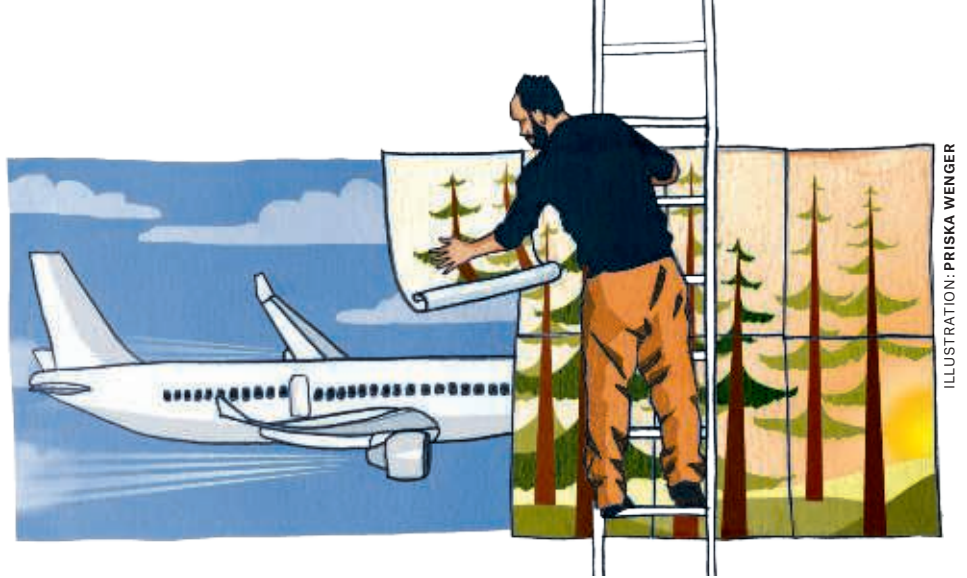
Vertrauen in die Demokratie

Die neuste Untersuchung der OECD zum gesellschaftlichen Vertrauen in öffentliche Institutionen zeigt: In keinem der 38 OECD-Länder ist das Vertrauen in politische Lösungen so gross wie in der Schweiz.

Im Durchschnitt aller Länder haben gut 30 Prozent der Menschen den Eindruck, dass das politische System Leute wie ihnen eine Mitsprache erlaubt. Und in der Schweiz? Hier sind es mit 65 Prozent fast doppelt so viele. Auch in Bezug auf das Vertrauen in die öffentlichen Institutionen steht die Schweiz an der Spitze: 62 Prozent haben ein hohes oder moderates Vertrauen in die Schweizer Regierung. Im Vergleich zur letzten Untersuchung von 2023 ist das Vertrauen in der Schweiz in Polizei, Justiz, Medien oder Kantonsregierung gestiegen. Und während in Frankreich 15 Prozent politischen Parteien vertrauen, in Italien 22 Prozent, in Deutschland 25 Prozent, sind es in der Schweiz 49 Prozent.

Dass die Schweiz den CO₂-Ausstoss reduzieren kann, daran glaubt mehr als die Hälfte der Menschen in der Schweiz; im internationalen Vergleich sind es 38 Prozent. Und: In der Schweiz glaubt eine Mehrheit, dass es gelingen wird, die Interessen heutiger und künftiger Generationen auszubalancieren, unpopuläre Gesetze zu ändern und neue Technologien wie die KI «angemessen» zu regulieren. Mögliche Erklärungen für das vergleichsweise hohe Vertrauen in der Schweiz: die direkte Demokratie, die in den Abstimmungen Mitsprache ermöglicht, sowie Konkordanz und Föderalismus. LEA

An dieser Stelle berichten wir über positive Ereignisse und Entwicklungen. OECD Survey on Drivers of Trust in Public Institutions 2026 Results: Navigating Rising Expectations and New Horizons, OECD Publishing, Paris.



Vor Gericht

Das neue «Greenhushing»

Heute kaum noch Thema, einst grosses öffentliches Ärgernis: «Greenwashing». Also wenn Unternehmen oder Organisationen sich ein nachhaltiges Image verpassen, ohne dass dafür eine belastbare Grundlage besteht. Gerichte und Behörden weltweit wälzen x Klagen von Konsument*innen, die sich durch irreführende Werbe-Claims wie «CO₂-frei» vergaukelt fühlen.

«Die erste klimaneutrale Airline», liess zum Beispiel die US-Fluggesellschaft Delta 2020 auf ihre Servietten drucken. Eine Milliarde Dollar wollte sie in CO₂-Zertifikate von Ausgleichsprojekten stecken – die sich bald als wirkungslos erwiesen. Die milliardenschwere Sammelklage auf Schadenersatz kommt zwar kaum vom Fleck. Aber die Airline verzichtet auf den Slogan. Und der Fall führte zu einer Kettenreaktion: In Europa laufen inzwischen Greenwashing-Fälle gegen zwanzig Fluglinien.

Derweil verklagten österreichische Konsumentenschützer*innen 2023 die Brau Union, die ihre Biermarke «Gösser» als 100 Prozent CO₂-neutral bewarb. Nur der Brauprozess sei fossilfrei – nicht aber der energieintensive Mälzprozess, so die Kläger*innen. Das Mälzen, so die Brau Union, sei gar nicht Teil des Brauprozesses. Das kaufte ihr das Landesgericht Linz nicht ab – sie gebe auf ihrer Website selbst an, das Mälzen sei eine Stufe des Brauprozesses. Die Brau Union hat den Fall weitergezogen.

In der Schweiz beschäftigte sich die Lauterkeitskommission 2023 gleich mit fünf Beschwerden von Umweltorganisationen gegen die Fifa. Sie hatte die Weltmeisterschaft 2022 in Katar als klimaneutral vermarktet. Die geschätzten durch die WM

verursachten Emissionen von 3,63 Millionen Tonnen CO₂ seien im Voraus kompensiert worden, verkündete die Fifa. Die Zahl sei zu tief, monierten die Umweltverbände. Schwer zu sagen, befand die Kommission. Und selbst wenn die Zahl zutreffend wäre, bliebe unklar, ob der angepriesene Ausgleich realistisch sei.

Auch in der Werbung müssten Sachbehauptungen belegt werden, so die Kommission in ihrer Rüge an die Fifa. Dies gelte speziell für Aussagen, die implizieren, ein Produkt oder eine Aktivität hätte keine Auswirkungen auf die Umwelt.

Es wird dauern, bis all die dreisten Werbe-Claims juristisch abgearbeitet sind. Dabei wirken die Fälle schon jetzt wie aus der Zeit gefallen. Zum einen zeigen die Klagen Wirkung: Ab September 2026 sind etwa in der EU solche Botschaften streng reguliert. Eine derzeit fast müssige Massnahme, denn Klimaschutz ist out. Nur noch die Hälfte der Schweizer*innen verspürt eine Verpflichtung gegenüber Folgegenerationen, ermittelte das Marktforschungsinstitut Ipsos. Krisenmüde Konsument*innen reagieren gereizt auf grünes Marketing. Diesem Stimmungswandel hat sich die Wirtschaft angepasst. Klimalobby-Gruppen haben die letzten Quartalsberichte von grossen Aktiengesellschaften ausgewertet: Begriffe wie «Klima» oder «Nachhaltigkeit» sind um 75 Prozent zurückgegangen. «Greenhushing» ist die neue Devise, strategisches Schweigen, selbst wenn tatsächlich ein CO₂-freies Produkt vermarktet wird.

YVONNE KUNZ ist Gerichtsreporterin in Zürich.

Der ehemalige Stolz der SBB

Die Re 6/6 war ein Trumpf im Lokomotiven-Quartett:

Baujahr 1972

Leistung 10 700 PS

Gewicht 120 Tonnen

Geschwindigkeit 140 km/h

Wert Fr. 7,5 Mio.

Diese Lokomotive konnte selbst am Gotthard bei einer Steigung von 2,6 Prozent 800 Tonnen ziehen mit 85 km/h. 89 Exemplare gab es davon. Die Achsen sind bei der Re 6/6 über die ganze Lokomotive verteilt, somit kommt sie leichter um die Kurven.

Oh, wie war es damals, als ich noch Kind war, so schön, in einem Zug, der von dieser Lokomotive gezogen wurde, ins Tessin zu fahren!

Diese Maschinen fuhren nämlich hauptsächlich am Gotthard. Besonders gefiel mir das Exemplar mit der Nummer 11616: «Illnau-Effretikon». Denn in dieser Stadt bin ich aufgewachsen.

Als ich Kind war, wollte ich Lokomotivführer werden und am liebsten eine Re 6/6 steuern.

Doch daraus wurde nichts und kann definitiv nichts mehr werden, denn jetzt werden genau diese Re 6/6 verschrottet. Die Wappen – in der Regel waren vorne und hinten Schweizer Wappen und auf der Seite Gemeindewappen angebracht – konnten noch verkauft werden.

Ab jetzt fehlen diese Re 6/6 auf unseren Schienen fast ganz. Ein paar Exemplare gingen nach Schweden. Ich ver-

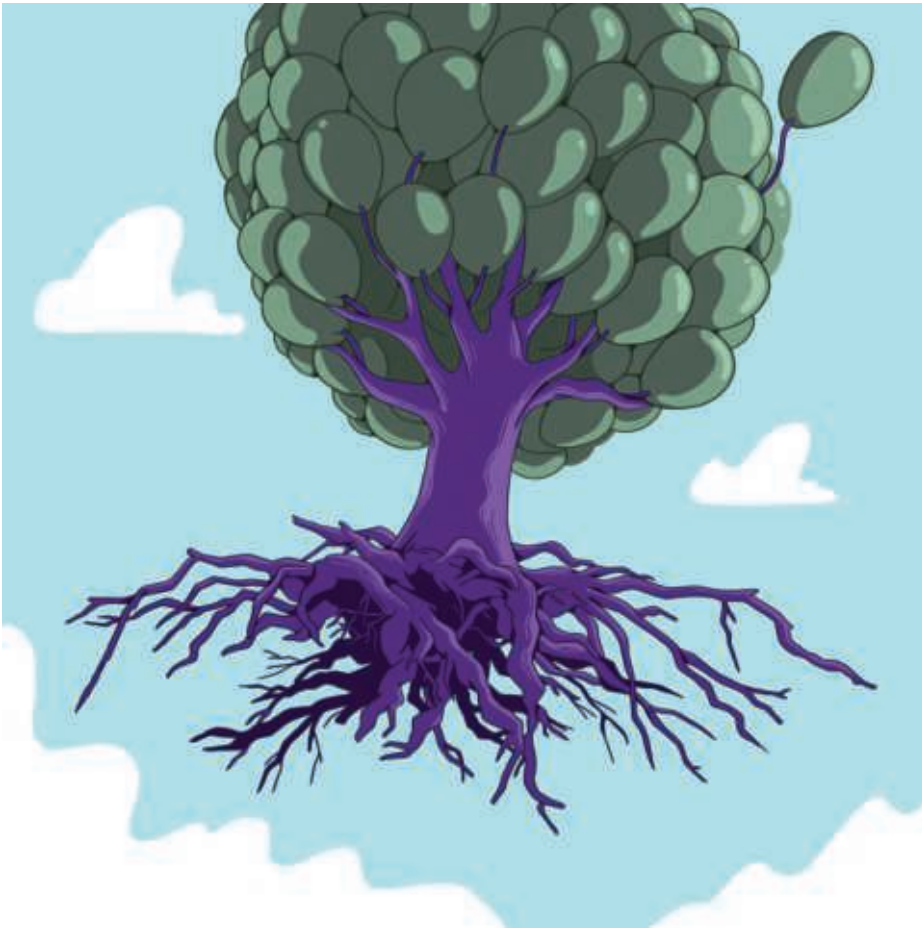
misste sie richtig, und so mancher Lokomotivführer vermisst sie wohl auch.

Adieu, liebe Re 6/6, lebt wohl!

MICHAEL PHILIPP HOFER, 46, verfügt über enzyklopädisches Wissen von Eisenbahnen. Für ihn ist die Re 6/6 ein Symbol seiner Kindheit – und zugleich steht sie für eine ganze Ära. Hofer verkauft Surprise beim Neumarkt Oerlikon und fährt immer mit dem Zug zur Arbeit.

Die Texte für diese Kolumne werden in Workshops unter der Leitung von Surprise und dem Autor Ralf Schlatter erarbeitet. Die Illustration entsteht in Zusammenarbeit mit der Hochschule Luzern – Design & Kunst, Studienrichtung Illustration.





Moumouni antwortet

Was ist Heimat?

Mein Vater hat ein ziemlich ungezwungenes Verhältnis zum Begriff Heimat. Als ich noch zuhause wohnte, benutzte er ihn fast jeden Tag. Meine Eltern hatten einen kleinen Laden mit Kosmetikprodukten für Schwarze Menschen. Jeden Abend nach Geschäftsschluss putzte mein Vater den Laden. Und dafür benutzte er den «Heimat». Gemeint war ein silberner Metalleimer, den er mit Wasser und Putzmittel füllte, Lumpen rein, auswringen und dann wischen (so sagt man in meiner Heimat Deutschland – in meiner Heimat Schweiz nennt man das «den Boden aufnehmen»), Lumpen auswaschen, weiter wischen, bis der Boden glänzt. Dann den Lumpen aufhängen und den Heimat in die «Heimatecke» räumen.

Mein Vater und ich sprechen Deutsch miteinander. Er benutzt jedoch einige Begriffe, die er mal falsch gehört oder ver-

wechselt und in seinem gedanklichen Spracharchiv nie nachträglich korrigiert hat. Meine Mutter und ich übernahmen die Wörter in den familieneigenen Slang. Und so blieb der Eimer «der Heimat». Meine Eltern und ich haben schon viel darüber gelacht. Man kann offensichtlich verschiedene Heimatbegriffe haben.

Sprache ist da, um sie zu formen, zu verbiegen, zu prägen, zu benutzen, zu verunstalten, zu verschönern. Und so kann man natürlich auch das Wort Heimat umdeuten, am besten mit einem Putzlumpen, um den rechtsbraunen Belag, den der Begriff häufig hat, wegzuwaschen.

Wie meine Familie und ich, wo Heimat etwas sehr Praktisch-Alltägliches ist. Oder wie bei Ibou Diop und Max Czollek, die als Kuratoren des heimat-en-Festivals in ihrem Konzept postulieren, dass

heimaten ein Plural und auch ein Verb sein kann. Und zeigen, wie sehr man den Heimatbegriff zurück vereinnahmen kann: «heimaten heisst Aktivismus, Antifaschismus, Dekolonisierung, Zugehörigkeit. heimat-en heisst die Verteidigung von Räumen, es heisst, sich ein neues Zuhause zu schaffen und darauf zu bestehen, dass dieses Zuhause immer schon von vielen gestaltet worden ist.»

Ich möchte schon lange eine Studie zum Thema «Widerstände im Spracherwerb des Deutschen» machen. Ich kenne viele Migrant*innen, die nie «richtig» Deutsch lernen wollten. Oder solche, die besser Deutsch können, als sie im Alltag zugeben. Menschen, die bis zu fünf Sprachen fließend sprechen, sich aber mit dem Deutschen nie richtig anfreunden konnten. Sie berichten von Gesprächspartner*innen, die so tun, als würden sie Gesagtes nicht verstehen, wenn nicht der richtige Artikel oder die richtige Zeitform benutzt wurde. Oder davon, wie es ist, angeschnauzt zu werden und Dienstleistungen verweigert zu bekommen: Lern erstmal richtig Deutsch! Wer hat da noch Lust, die Sprache «richtig» zu lernen? Klar, die deutsche Sprache wird häufig als sehr anspruchsvoll zum Lernen bezeichnet, aber das meine ich nicht: Sich der deutschen Sprache zu verwehren, wirkt bei einigen Menschen fast wie eine Form von Widerstand gegen die Integrationsdebatten, die im deutschsprachigen Raum seit Jahrzehnten geführt werden. Gegen das Gerede über den Zerfall der (statt den Beitrag zur) deutschen Sprache. Gegen die Abwertung von anderen Sprachen und Mehrfachidentitäten. Gegen das Nachgeäffe von Deutsch mit Soziolekten oder Akzent. Gegen die Versessenheit, ein (vermeintlich) «reines» Deutsch, eine «reine» Mundart zur Bedingung von Zugehörigkeit zu machen. Wie willst du hier zuhause sein, wenn du den Regeln der Landessprache nicht gehorchst?

Einfach so.



FATIMA MOUMOUNI
kann verschiedene Deutsche.



«EINE HEIMAT IST FÜR
MICH DER EUROPAPARK.
ICH FÜHLE MICH
EINFACH WOHL, WENN
ICH DURCH DEN EINGANG
GEHE UND DIE
ACHTERBAHNEN SEHE,
DIE IN DIE LUFT RAGEN.»

Samuel, 10



Keine Schweiz ohne gemeinsame Sorge

REDE SARAH SCHILLIGER

Liebe Leser*innen,
die sich in der Schweiz mehr oder weniger zuhause fühlen

Der 1. August ist nicht der Tag, um die Schweiz zu glorifizieren. Wenn wir an diesem Tag feiern, dann nicht, weil nationalstaatliche Grenzen uns verbinden, sondern weil Beziehungen, Solidarität und geteilte Kämpfe unser Leben in diesem Land durchziehen – quer durch Kantone, über Wohnzimmer hinweg, entlang verschiedener Aufenthaltskategorien und Herkunftsgeschichten.

Wenn wir an diesem Tag feiern, dann sollten wir jene Menschen in den Mittelpunkt stellen, die heute in ihrer Vielfalt hier leben, arbeiten, wohnen, kämpfen – und dafür sorgen, dass dieses Land überhaupt funktioniert.

Lasst uns an diesem 1. August ihre Geschichten in den Vordergrund rücken. Die Geschichten all jener Menschen, deren Arbeit unser Überleben ermöglicht, die aber nie Gegenstand von Festreden sind. Dabei sind es doch genau die unsichtbaren Geschichten der alltäglichen Fürsorge und Solidarität, die unsere Gesellschaft tatsächlich tragen.

Zum Beispiel die Geschichte von Emilja, die nach einer Zwölf-Stunden-Schicht im Altersheim ihre eigenen Kinder ins Bett bringt und sich fragt, welche Rechnung sie diesen Monat nicht bezahlen kann. Von Ivana, die ihren Arbeitsplan im Supermarkt, Familienzeit und seit kurzem auch noch Wohnungssuche balanciert. Von Sarah, die in der Kita arbeitet, für bessere Betreuungsbedingungen kämpft und abends oft so müde ist, dass sie kaum noch Kraft hat, sich um sich selbst zu kümmern. Von Silvina, die in einem grossen Betrieb für saubere Räume und Toiletten sorgt und sich mit ihrem Mann im Schichtbetrieb abwechselt, um neben der vielen schlecht bezahlten Erwerbsarbeit die Betreuung der drei Kinder zu gewährleisten. Oder von Peter, der Trams durch Zürich chauffiert, dabei häufig mit Rückenschmerzen kämpft, aber die täglichen Begegnungen auf seinen Fahrten schätzt.

Diese Geschichten stehen für all die Menschen in diesem Land, die mit ihrer Arbeit unser Leben und Zusammenleben ermöglichen. Und dennoch sind gerade sie es, die häufig in Prekarität leben. Deren Löhne kaum für Miete, Krankenkasse und Essen reichen. Weil ihr Tun als «Liebe» oder «Berufung» deklariert

wird, um sie nicht ausreichend bezahlen zu müssen. Weil ihre Arbeit als unqualifiziert gilt und deshalb als weniger wertvoll. Weil ihnen gesagt wird, sie müssten doch dankbar sein, hier als Migrant*innen überhaupt einen Job zu haben.

Da ist Samir. Er kommt jeden Donnerstag- und Freitagabend zum Container von Medina auf der Schützenmatte in Bern. Er schläft mal bei Bekannten, mal in der Notschlafstelle, oft draussen. Die Suche nach einer Wohnung scheitert immer wieder an Kauttionen, Bedingungen, Vorurteilen. Bei Medina schnipselt er Gemüse und rührt im grossen Topf über dem improvisierten Gaskocher, isst eine warme Mahlzeit mit Freund*innen, jemand hilft beim Formular, das er allein nicht versteht. Hier sagt niemand: «Selber schuld.» Hier ist er einfach Samir. Und hier findet er ein kleines Stück Zuhause auf einem Platz, der sonst oft nur mit Problemen verbunden wird.

Da ist Lucia. Sie lebt seit Jahren in der Schweiz, arbeitet in Privathaushalten in Zürich, putzt, betreut Kinder, springt ein, wo sie gebraucht wird. Ohne geregelten Aufenthaltsstatus, ohne Absicherung. Wenn sie krank wird, verdient sie nichts. Wenn sie kontrolliert wird – wie letzthin im Zug zwischen Oerlikon und Hardbrücke –, riskiert sie alles. Und trotzdem hält sie den Alltag anderer am Laufen.

Und da ist Susanne, aus einem Vorort von Basel. Jahrzehntlang hat sie serviert in einem Bistro, hat zwei Kinder grossgezogen, ihren Vater gepflegt. Heute reicht die Rente kaum für die Miete der kleinen Wohnung. Beim Einkaufen rechnet sie jeden Franken, die Heizung dreht sie nur zögerlich auf. Ab und zu gönnt sie sich einen Besuch im Hallenbad. Altersarmut kommt leise – und sie ist näher, als viele denken.

Sie alle leben hier. Zwischen der Schützenmatte, Schwamendingen und Pratteln. Sie arbeiten, sorgen, halten diese Gesellschaft mit am Laufen. Und doch fallen sie durch die Maschen eines Systems, das nur bestimmte, eng definierte Formen von Leistung misst – und Sorge kaum kennt.

Was bedeutet es für sie, in der Schweiz zuhause zu sein? Für Menschen, die hier leben, arbeiten und lieben, ohne Papiere, ohne stabile Wohnung, mit der Angst, vom Sozialdienst an die Migrationsbehörden ausgeliefert zu werden?

Zuhause sein heisst Sicherheit. Heisst Rechte. Heisst, nicht jeden Tag darum bangen zu müssen, ob das Wenige morgen noch da ist.

Eine sorgende Gesellschaft beginnt nicht bei abstrakten Kennzahlen, sondern im Alltag der Menschen. Sie misst ihren Wohlstand nicht am Bruttoinlandsprodukt oder an glamourösen Standort-Rankings, sondern daran, wie es jenen geht, die häufig unsichtbar bleiben: den müden Pfleger*innen, den erschöpften Müttern, den Menschen in der Sozialhilfe, den Geflüchteten auf Wartelisten, den Jugendlichen ohne Lehrstelle.

Wenn die Schweiz ein Zuhause für Menschen sein soll, dann müssen wir über diese konkreten Lebensrealitäten sprechen – und darüber, wie wir sie verändern. Eine sorgende Gesellschaft anerkennt, dass die Alltagskämpfe einer Person etwas mit den Strukturen zu tun haben, die uns alle betreffen: mit steigenden Mieten, mit zu tiefen Löhnen, mit unsicheren Aufenthaltsrechten, mit einer Gesundheitsversorgung, die nicht für alle gleich zugänglich ist.

Eine sorgende Gesellschaft nimmt genau das ernst. Sie ist ein Ort, an dem niemand Angst haben muss, eine Kündigung zu erhalten, weil sie oder er für bessere Arbeitsbedingungen einsteht. Wo niemand sein Bleiberecht verliert, weil ein Formular fehlt. Ein Ort, an dem niemand die Medikamente rationieren muss, weil das Budget nicht reicht.

Doch eine solche Gesellschaft entsteht nicht von allein. Sie wird erkämpft. Sie wächst dort, wo Menschen sich organisieren, wo sie sich zusammentun, um nicht mehr allein vor den Problemen zu stehen. Wo sie einander unterstützen und gemeinsam handeln: im Quartier, auf der Strasse, in der Schule, im Betrieb, in Initiativen, Kollektiven und Bewegungen.

Solidarität ist dabei nichts, was man einfach bekommt. Sie ist kein Verhaltenskodex, dem man individuell folgt, keine Haltung von Helden. Solidarität entsteht in Beziehungen – sie wird gemacht, im gemeinsamen Handeln, im Widerspruch, im Füreinander-Einstehen.

«Kann man sich auf dieser Welt überhaupt zuhause fühlen?»

Romeo, 15

Für mich ist Heimat innen.
Man muss wissen, wer man ist.
Dann kommen Ruhe und Frieden.
Das ist Heimat.»

Eine sorgende, solidarische Gesellschaft beginnt genau hier: in unseren Beziehungen, in unseren alltäglichen Entscheidungen – und in unserer Bereitschaft, die Verhältnisse gemeinsam zu verändern.

Wenn wir heute feiern, sollten wir feiern, dass sich Menschen zunehmend Gehör verschaffen, ihre Stimme erheben, sich organisieren – und sagen: Unsere Arbeit ist nicht selbstverständlich. Sie ist nicht unqualifiziert. Sie ist wichtig, sie ist politisch, sie ist umkämpft, und sie verdient Anerkennung, Zeit und Geld. Menschen, die sagen: Wir müssen nicht dankbar sein. Wir haben ein Recht, hier zu sein. Wir sind Teil dieser Gesellschaft, und wir gestalten sie mit.

An einem Tag wie dem 1. August, an dem so viel von «Heimat» und «Zugehörigkeit» gesprochen wird, können wir spüren, dass Heimat mehr ist als ein Ort auf der Landkarte oder ein Eintrag im Pass: Heimat ist eine geteilte Erfahrung. In Beziehungen eingebunden zu sein, gemeinsam zu sorgen und umsorgt zu werden, zusammen an einer anderen Zukunft zu bauen.

Überall in diesem Land gibt es Menschen, die sich für eine gerechte Zukunft für alle einsetzen, die sich zusammenschliessen, solidarische Beziehungen aufbauen und Alternativen leben – inmitten eines autoritären Rechtsrucks. Menschen, die sich gegen Leerkündigungen im Quartier wehren, damit Kinder ihre Schule nicht wechseln müssen und sorgende Gemeinschaften in der Siedlung nicht zerstört werden. Die für ein neues Bürgerrecht mobilisieren, bei dem nicht die Herkunft, sondern die Zukunft zählt. Die sich gegen Kürzungen im Sozialstaat organisieren – gegen strengere Sozialhilferegeln oder gegen Sparpakete, die Frauenhäuser unter Druck setzen – jene Orte, an denen Menschen Schutz suchen, wenn das Zuhause kein sicherer Ort mehr ist. Die einen Care-Streik vorbereiten und laut werden gegen Überlastung und Unterbezahlung – und damit dafür sorgen, dass sich jene nicht ständig Sorgen um ihre Zukunft machen müssen, die sich tagtäglich um andere sorgen.

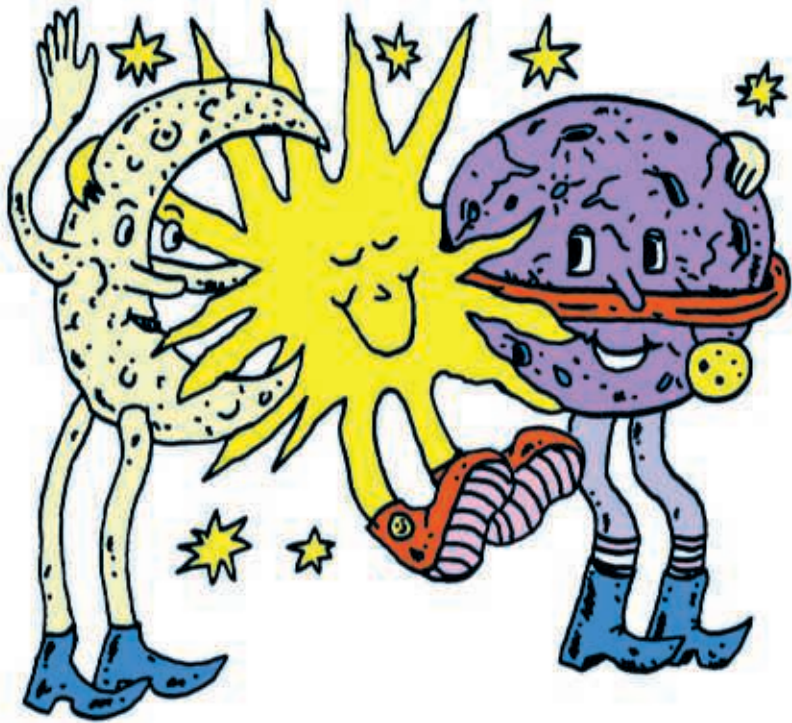
Ihre Kämpfe machen sichtbar, dass solidarische Beziehungen keine Randerscheinung sind, dass gemeinsame Sorge und organisierte Solidarität eine reale Kraft haben. Dieses Aufbegehren ist ein Anfang, der hoffnungsvoll stimmt. Ein Anfang, der die bestehenden Strukturen ins Wanken bringen kann. Der die Geringerschätzung derer anfechtet, die unsere Gesellschaft tragen. Und der uns den Weg in eine Gesellschaft bereitet, die für alle ein sicherer Ort ist – auch für jene, die nicht für sich selbst sorgen können.

Die Schweiz entsteht nicht aus Grenzen auf einem Stück Land und aus patriotischen Mythen, sondern aus diesem vielfältigen, weit verzweigten Beziehungsgeflecht. Ohne gemeinsame Sorge, ohne gelebte Solidarität gibt es keine Schweiz, in der alle wirklich zuhause sein können.

FOTO: ZVG



SARAH SCHILLIGER arbeitet als Soziologin an der Universität Bern und an der ETH Zürich. Die Geschichten in ihrer 1.-August-Rede speisen sich aus ihrem aktuellen Forschungsprojekt «Systemrelevante Arbeit in Schweizer Städten», aus ihrem Engagement im «Büro für Feminismus», das sich für die Aufwertung von bezahlter und unbezahlter Sorgearbeit einsetzt, sowie aus dem nachbarschaftlichen Kampf gegen die Gentrifizierung von Holligen – einem Berner Quartier, wo sie mit ihrer fünfköpfigen Patchwork-Familie zuhause ist.



Nicht Flagge, nicht Sprache

Jonn, 14

«Heimat empfindet man meiner Meinung nach, wenn man sich wohlfühlt, dort akzeptiert wird und sein kann, wie man ist. Für manche Leute ist Heimat mit einer Flagge verbunden. Oder auch mit einer Sprache, die man oft spricht, wie die Sprache des Elternlandes. Für mich hat Heimat keine Flagge und vor allem keine Landesflagge. Und eine Sprache oder einen Sprachraum bezeichne ich nicht als Heimat, weil die Sprache, die man als Heimatsprache bezeichnet, meist einfach die ist, die man gut kann und kennt. Für mich ist es viel wichtiger, dass man sich im sozialen Umfeld wohlfühlt. Ich denke, wenn man Diskriminierung erlebt, keine Akzeptanz spürt oder sich nirgends wohlfühlt, kann man womöglich auch kein Gefühl von Heimat empfinden.»

Nicht akzeptiert werden

Moses, 14

«Wenn man in der Schweiz nicht viele Freund*innen hat, die Sprache nicht gut kann, hat man nur eine Heimat – die der Eltern. Es kann aber auch umgekehrt sein: Wenn man in der Heimat der Eltern nicht akzeptiert wird oder sich nicht so fühlt, ist die Schweiz eher die Heimat.»

Die «richtige» Heimat

Kumba, 14

«Ich persönlich bin der Ansicht, dass die Heimat nicht von anderen bestimmt werden kann. Aber aus persönlicher Erfahrung, als Light-Skinned-Person, beeinflusst die Meinung der anderen einen trotzdem, weil es manchmal schmerzhaft und anstrengend ist, wenn ich ständig nach meiner «richtigen» Heimat gefragt werde, egal wo ich bin.»



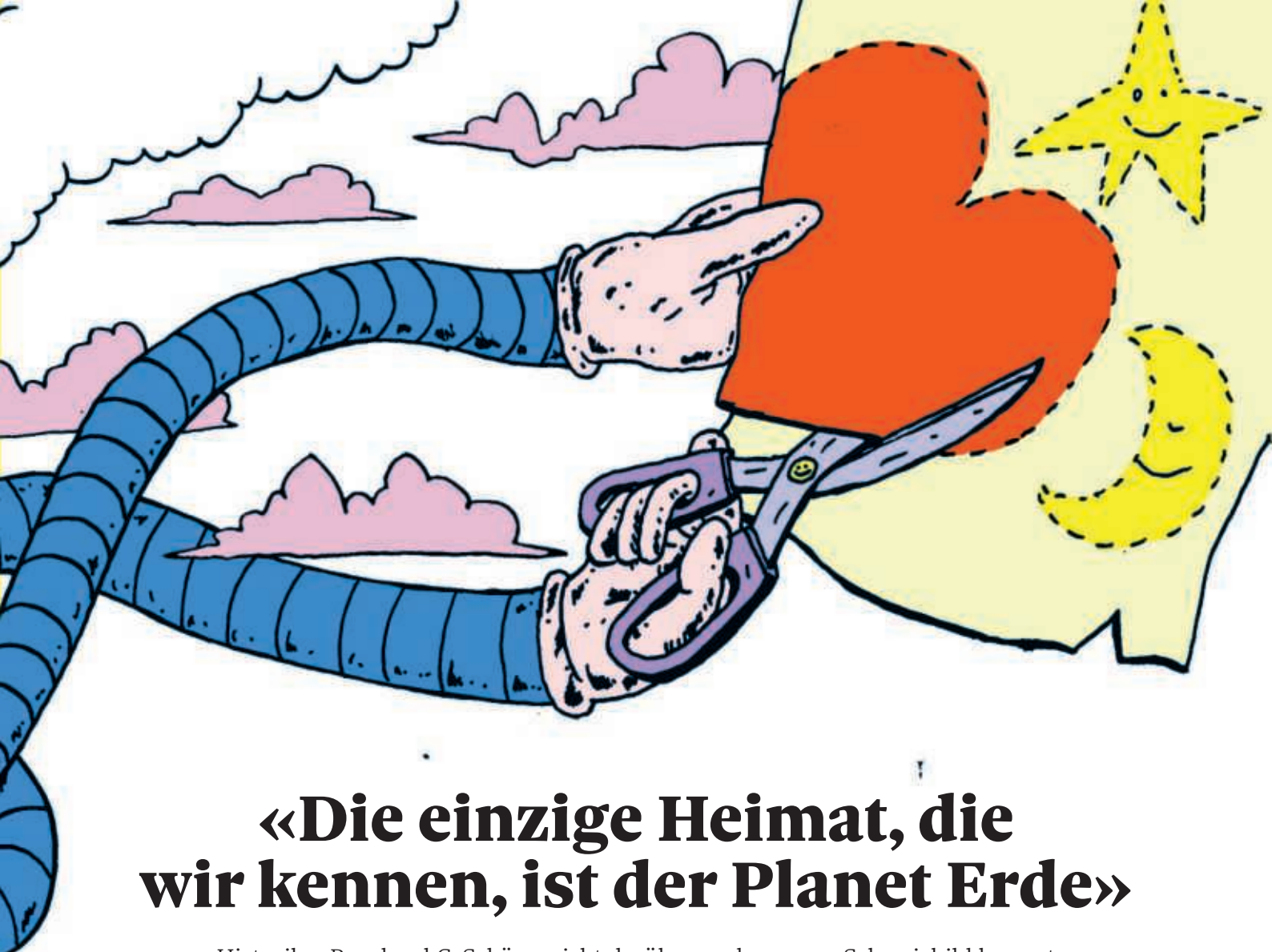


«HEIMAT
ISCH FÜR MI,
DASS ICH KA-DEHEIM SI.

Wilma, 6

E GÄALS HUUS.
BASCHTLE.

MAMA UND MAX
UND PAPA.
WILLS DO SO
SCHÖN ISCH.»



«Die einzige Heimat, die wir kennen, ist der Planet Erde»

Historiker Bernhard C. Schär spricht darüber, woher unser Schweizbild kommt und warum der Wille zur Nation immer auch ein Wille war, andere auszuschliessen.

INTERVIEW KLAUS PETRUS

Die Schweiz, unsere Heimat – was fällt Ihnen als Historiker da als Erstes ein?
Bernhard C. Schär: Ich frage mich, wer hier mit «uns» gemeint ist.

Dann versuchen wir es herauszufinden. Und beginnen mit ein paar Klischees über die Schweiz: Berge, Schokolade, Uhren, Reichtum, Neutralität. Woher kommt eigentlich dieses Bild von «uns», wie lange basteln wir schon daran?
Vorab: Dass dieses Bild eine «Erfindung» oder ein «Mythos» ist, gilt heute weitgehend als Konsens. Viele Historiker*innen und Literaturwissenschaftler*innen haben sich seit den 1990er-Jahren daran abgearbeitet. Was ich erstaunlich finde: Alle sprechen von «Erfindung», kaum jemand hat sich jedoch mit den «Erfindern» befasst.

Genau sie aber geben uns einen völlig neuen Zugang zu diesem Selbstbild der Schweiz.

Erzählen Sie uns mehr über diese Erfinder des Mythos Schweiz.

Im Wesentlichen waren es drei: Der erste, Johann Jakob Scheuchzer, richtete seinen Blick in Reaktion auf die Eroberung und «Entdeckung» Amerikas nach innen – auf die Alpen. Zwischen 1716 und 1718 publizierte der Zürcher Naturforscher eine populäre «Natur-Historie des Schweizerlandes», wo er die Schweiz im Vergleich zum Ausland und den Kolonien als das beste Land der Welt pries – und zwar wegen des milden Klimas, der Landschaft, der sauberen Luft, dem friedlichen Wesen der Alpenmenschen und der Gebärfreudigkeit der

Alpenfrauen. Wie meine Kollegin Simona Boscani Leoni in ihrem jüngsten Buch zeigt, traf er damit den Nerv der Zeit. Viele schlossen sich im In-, aber auch im Ausland dieser Begeisterung für die Schweiz an. Wir sehen also: Der Schweiz-Mythos war nie bloss eine Schweizer Erfindung, sondern immer auch eine gesamteuropäische, und hat sich zu einem globalen Bild weiterentwickelt.

Wenn wir schon von den Alpen reden, was ist mit Albrecht von Haller, dem Berner Universalgelehrten?

Tatsächlich hat Albrecht von Haller Johann Scheuchzers wissenschaftliches Bild der Schweiz 1729 literarisch im Gedicht «Die Alpen» verewigt. Auch er reagierte auf Diskussionen rund um «Freiheit» und kolo-



Süssigkeiten

Tuqa, 10

«Für mich bedeutet Heimat Familie und Spass. Ich liebe es, wenn ich mit meiner Schwester und meinen Cousins in einen Kiosk gehe und sehr viele Süssigkeiten kaufe und dann auf den Spielplatz oder den Dachboden gehe. Dann essen wir die Süssigkeiten und machen ein bisschen Blödsinn.»

«Heute leben viele Menschen nicht mehr ihr ganzes Leben an einem Ort.»

Kostiantyn, 15

Manche Menschen finden in einem neuen Land eine neue Heimat. Sie lernen die Sprache, finden Arbeit und neue Freund*innen. Andere haben jedoch grosse Schwierigkeiten. Sie fühlen sich ausgeschlossen oder werden nicht akzeptiert. Das zeigt, wie wichtig es ist, dass Menschen freundlich und offen miteinander umgehen. Denn ohne Akzeptanz ist es schwer, sich irgendwo zuhause zu fühlen.»

niale Gewalt in Amerika sowie dem damals neu «entdeckten» Pazifik und meinte, die Schweizer Alpenmenschen würden zwar weniger Gold und Silber besitzen als die «Indianer» Amerikas, dafür aber viel mehr Freiheiten geniessen. Hallers Gedicht wurde in viele Sprachen übersetzt und zu einem europaweiten Bestseller.

Und der Dritte im Bunde?

Johannes von Müller. 1780 publizierte er die erste Version seiner Schweizer Geschichte, die er im Laufe der Jahre zu einem mehrbändigen Epos ausbaute. Darin erzählt Müller packend vom mittelalterlichen Befreiungskampf der Eidgenossen gegen die tyrannischen Habsburger. Heute rollen viele von uns mit den Augen, wenn sie das lesen. Doch damals war es eine Sensation: Längst vergessene Gestalten wie Walter Fürst aus Uri kommen darin vor, Arnold von Melchtal aus Unterwalden, der zögerliche Werner Stauffacher aus Schwyz und dessen Frau, die die Männer zum Kampf ermutigte. Und dann der Schwur auf dem Rütli, epische Schlachten wie Morgarten und Sempach vor alpiner Kulisse! Es war

das «Game of Thrones» der Aufklärungszeit. All das lieferte den Stoff für Friedrich von Schillers «Wilhelm Tell», der die Figur mit seinem Theaterstück ab 1804 popularisierte. Müller wurde zu einem der berühmtesten Historiker seiner Zeit und zu einem gefragten Berater europäischer Monarchen – heute ist er weitgehend in Vergessenheit geraten.

Blickt auch Müller durch eine globale Brille auf die Schweiz?

Ja, was auch damit zu tun hat, dass Müller schwul war. Diese Dimension verstehen wir heute dank dem Historiker André Weibel besser. Er hat Teile von Müllers umfangreichem Briefnachlass in der Bibliothek Schaffhausen herausgegeben und sorgfältig kontextualisiert. Daraus wird deutlich, dass Müller, der aus relativ bescheidenen Verhältnissen kam, massgeblich von zwei Mäzenen unterstützt wurde. Mit ihnen ging er romantische Beziehungen ein, wobei unklar ist, ob sie auch sexuell waren: ein Berner Patrizier, dessen Familie in den Finanzmetropolen London und Amsterdam zur Zeit der Sklaverei und

des Kolonialismus reich wurde, und ein junger Amerikaner, der einige der grössten Sklavenplantagen in South Carolina besass. Ironischerweise basiert also das Narrativ des heroischen Schweizer Befreiungskampfs auch auf der Unfreiheit versklavter und kolonisierter Menschen des britischen und niederländischen Kolonialreichs. Und auch auf der Unfreiheit des Erfinders, der seine Homosexualität damals nicht offen ausleben konnte.

Hatte Müllers Homosexualität denn Einfluss auf seine Geschichtsschreibung?

Er schrieb in einer Zeit, als es noch Zensur gab, und konnte sich daher nicht frei äussern. Trotzdem gelang es ihm immer wieder, gewisse homoerotische Formulierungen in seine Texte einzuflechten.

Zum Beispiel?

In heutiger Sprache ausgedrückt: Die wackeren Eidgenossen hatten bei ihm auch latent etwas «Queeres». Die Männer aus Schwyz zum Beispiel übertrafen laut Müller alle anderen nicht nur wegen ihrer körperlichen Grösse und Stärke, sondern auch

in ihrer «männlichen Schönheit». Am deutlichsten wurde er in seiner Weltgeschichte, an der er parallel zu seiner Schweizer Geschichte arbeitete. Dort beschreibt Müller Homosexualität in muslimischen Sultananen und Armeen sehr ausführlich. Das war akzeptabel, weil es das europäische Bild der angeblich «orientalischen Dekadenz» bekräftigte. Dabei ging es Müller meines Erachtens um mehr als nur um «schwulen Voyeurismus». Er versuchte, trotz Zensur, dafür zu argumentieren, dass Homosexualität ein integraler Teil der Menschheitsgeschichte sei.

Wenn ich Sie richtig verstehe, war das Bild der Schweiz als freiheitsliebende Bauern- und Hirtennation von Anfang an ungleich widersprüchlicher und komplexer, als wir das in der Schule lernen oder am 1. August zelebrieren.

Absolut. Das Queere und Imperiale wurde im Verlauf des bürgerlichen Nationalismus und Patriotismus rausgeschrieben. Das war auch einem Streit zwischen den liberalen Gründern des Bundesstaats und ihren konservativen Gegnern aus der Zent-

ralschweiz geschuldet. Sie schlossen einen Kompromiss: Lasst uns 1848 und die Rolle des protestantischen Mittellands vergessen und die Gründungsgeschichte auf 1291 zurückdatieren, in die katholische Zentralschweiz! Mit der «Geistigen Landesverteidigung» zur Zeit der Weltkriege wurde dieses Bild staatlich massiv propagiert. Damit zementierte man das Bild einer Schweiz als angeblich isolierter Nation einfacher, friedlicher, glücklicher und freier Hirten und Bauern.

Was ist in diesem Zusammenhang mit der Idee der Willensnation, die im Selbstverständnis der Schweiz eine so grosse Rolle spielt?

Das ist in der Tat ein wichtiger Punkt: Der Wille ehemals verfeindeter Religionsgruppen, mehrsprachig zusammenzuleben. Allerdings war der Wille zur Nation immer auch ein Wille, andere auszuschliessen.

Wie meinen Sie das?

Die Idee der Bauern- und Hirtennation richtete sich auch gegen Armutsbetroffene und die Arbeiterschaft, gegen Industrie und

die Sozialdemokratie in den Städten. Zudem diente das damit einhergehende patriarchale Bild der Abwehr der Emanzipationsforderungen von Frauen. Es richtete sich gegen das «fahrende Volk», die Jenischen – und bis heute gegen sogenannte Ausländer*innen, die teilweise schon in zweiter oder dritter Generation hier leben.

Sie haben vorhin die Liberalen und Konservativen im Streit um das Schweizbild angesprochen. Mir scheint, die Konservativen haben gewonnen. Auch heute wird «unsere» Schweiz und der Heimatbegriff vor allem von ihnen und den Rechten vereinnahmt. Oder gab es früher subversive Gegenkräfte?

Tatsächlich haben ganz unterschiedliche politische Kräfte immer schon versucht, den Mythos Schweiz für sich zu nutzen, von den Anhänger*innen der Französischen Revolution bis zur Schwulenbewegung. Dass die konservative Deutung dieses Mythos politisch immer noch dominant ist, stimmt natürlich. Daneben gibt es aber auch eine über 50-jährige Tradition von Kritik und Satire – von Max Frischs «Wilhelm Tell für die

**«Ich fühle mich
Indien sehr nah,
auch wenn
ich nicht dort bin»**

Simran, 14

**«Ich finde, Heimat sollte
in jeder und jedem
ein positiv motivierendes
Gefühl auslösen, mit
dem man sich identifizie-
ren kann und möchte.»**

Malina, 14

«Für mich bedeutet Heimat ein Gefühl von Sicherheit und Zusammenhalt. Das verbinde ich besonders mit Indien, weil dort meine Familie lebt und ich dort viele Erinnerungen aus meiner Kindheit habe. In meiner Familie unterstützen wir uns gegenseitig und verbringen viel Zeit miteinander. Der Zusammenhalt gibt mir Kraft und zeigt mir, was Heimat wirklich bedeutet. Auch wenn man weit voneinander entfernt lebt, bleibt die Verbindung zur Familie stark. Deshalb fühle ich mich Indien sehr nah, auch wenn ich nicht dort bin. Ausserdem spielt die indische Kultur eine grosse Rolle in meinem Leben. Die Traditionen, die Feste und die Sprache sind Dinge, die mich begleiten. Auch das indische Essen ist für mich etwas Besonderes. Wenn ich die traditionellen Gerichte esse oder die indische Musik höre, fühle ich mich sofort zuhause. Trotzdem habe ich gelernt, dass Heimat nicht nur an einem einzigen Ort sein muss.»

Schule» von 1971 bis zu Hazel Brugers und Sandra Studers Showeinlage am Eurovision Song Contest letztes Jahr, welche die Schweizer Geschichte auf die Schippe nahm. Wichtig ist anzuerkennen, dass der Schweiz-Mythos nie nur schweizerisch war. Philippinische Unabhängigkeitskämpfer sahen Parallelen zwischen dem Kampf der Eidgenossen gegen die Habsburger mit dem Kampf ihrer Landsleute gegen die koloniale Unterdrückung Spaniens. Schliesslich darf man die banalisierende Wirkung des Kapitalismus nicht vergessen.

Was meinen Sie damit?

Tell ist heute eine Biermarke. Und die touristische Inszenierung des Alpenenerlebnisses ein Geschäftsmodell. Auch dürfen wir nicht vergessen: Den grössten Impact hat der Schweiz-Mythos nicht bei uns, sondern vermutlich in Indien, wo die Schweizer Berge-Freiheit-Natur-Erzählung dank Bollywood ein Milliardenpublikum erreicht.

Links und Patriotismus, ja nur schon linke Loyalität zum eigenen Land, das geht für viele nicht zusammen. Gibt es so etwas wie progressiven Patriotismus?

Das habe ich mir so noch nie überlegt. Patriotismus entstand im 19. Jahrhundert als kultureller Ausdruck von Nationalismus und Imperialismus. Er hatte immer zwei Seiten: Eroberungspatriotismus – wir sind besser als die «Anderen» – versus Befreiungspatriotismus – auch wir haben ein Recht auf Würde und Freiheit in unserem Land. Nebst Wohlstand und Sicherheit für viele hatten Nationalismus, Imperialismus mit ihren patriotischen Ausprägungen auch Gewalt und Unfreiheit für viele andere zur Folge. Im Verbund mit der kapitalistischen Ausbeutung von Rohstoffen, Landschaften und billiger Arbeitskraft ging mit dem nationalen oder imperialen Patriotismus, vereinfacht gesagt, auch die Klimakrise einher – sie bedroht heute die Existenz der gesamten Menschheit. Mir scheint daher: Patriotismus heute kann nur glaubwürdig sein, wenn er seine negativen Kehrseiten anerkennt und sich quasi planetarisch wendet. Würde, Sicherheit und Freiheit gilt es für unsere Kinder und Kindeskindern nicht in einzelnen «Heimatländern» zu sichern, sondern in der einzigen Heimat, die wir kennen: dem Planeten Erde.

Und damit zurück zur Ausgangsfrage: Unsere Schweiz – wer müsste Ihrer Ansicht nach damit gemeint sein?

«Uns», das ist die global vernetzte Menschheit, die oft unter Ausbeutung und oft als Profiteure und meist in einer Kombination von beidem zahlreiche Länder erschaffen hat – darunter auch unsere Schweiz.

FOTO: KLAUS PETRUS



BERNHARD C. SCHÄR, 51, hat an der Universität Bern studiert und ist heute Professor für Geschichte an der FernUni Schweiz in Brig. Er ist u.a. Autor von «Tropenliebe» (Campus 2015); seine Forschung war auch Teil der Ausstellung «kolonial. Globale Verflechtungen der Schweiz» im Landesmuseum Zürich. fernuni.ch/profil/bernhard-schaer

Sofia, 14

Die Natur um mich

«Ich denke, dass sich viele Menschen sehr fest an ihre Nationalität binden, an das Land, das in ihrem Pass steht, dessen Bürger oder Bürgerin er oder sie ist. Aus meiner Sicht ist Heimat aber viel mehr: Heimat kann einen Ort, ein Gefühl, eine Erinnerung oder auch die Identität beschreiben. Meine Nationalität ist für mich nicht so wichtig, trotzdem ist sie ein Teil von mir. In der Schweiz fühle ich mich geborgen, respektiert und zugehörig, das gibt mir Sicherheit und ein Gefühl von Heimat. Manche Menschen aber fühlen sich so stark zu ihrer Nationalität hingezogen und haben diesen gewissen Stolz, dass sie andere Dinge im Leben schlichtweg übersehen. Für mich ist die Erde meine Heimat, hier kann und darf ich leben und dafür bin ich dankbar. Ich möchte eigentlich gerne mehr im Einklang mit der Natur leben. An einem Ort, an dem ich die Natur mehr um mich hätte, würde ich mich sehr wohl fühlen. Und genau dieses Gefühl ist für mich Heimat.»

«Ein Land ist erst dann eine gute Heimat, wenn niemand abwertend behandelt wird –

Johann, 14

egal welche Nationalität, Religion, welches Aussehen oder welches Geschlecht man hat. Wir können unsere Bräuche behalten, aber wir müssen respektvoll miteinander umgehen.»



«PROBIERE EINFACH,
GLÜCKLICH ZU SEIN
MIT DER HEIMAT, DIE
DU HAST, UND SIE ZU
TEILEN MIT PERSONEN,
DEREN HEIMAT
GEKLAUT WURDE.»

Jakob, 14



«Die einen finden, dass die Nationalität die Heimat bestimmt. Man ist dort geboren und sollte sich deshalb mit diesem Land verbunden fühlen und sogar stolz darauf sein. Was aber schnell in Nationalismus kippen kann wie bei manchen Politiker*innen der SVP. Selbst wenn man nicht dort geboren wurde, kann das Herkunftsland der Familie die Heimat sein. Andere dagegen sagen, Heimat sollte selbst gewählt werden. Man sollte sich selbst aussuchen dürfen, wo und wie die eigene Heimat ist. Ganz egal, ob es sich um ein Land, eine Stadt, einen Bezirk, einen Ort oder sogar nur um ein Zimmer handelt.»

August, 14

«Viele sagen, ohne dich zu kennen, dass deine Herkunft deine Heimat ist,

Mathys, 14

aber es ist nicht immer ein Ort. Meiner Meinung nach kann fast alles Heimat sein. Es kann auch eine nicht «angeborene» Heimat sein, wie zum Beispiel ein Hobby. Wahrscheinlich können viele Leute ihre Gedanken auch als Heimat ansehen, weil sie in schlechten Situationen in ihre Gedanken fliehen können.

Heimat ist das, was Sicherheit verleiht, und wenn man etwas anderes als einen Ort als Heimat sehen will, meint man das wahrscheinlich ernst. Solange sich die Leute damit wohlfühlen, ist alles gut. Jede Art von Diskriminierung wegen der Heimat ist einfach nur unnötig und sollte komplett aus unserer Gesellschaft entfernt werden.»



«Basel ist zwar der Ort, an dem ich aufgewachsen bin, zählt für mich aber nicht wirklich als Heimat.

Roni, 14

Es ist vielmehr einfach mein Zuhause. Das ist etwas Alltägliches, auf das ich mich zwar verlasse, aber nicht mehr besonders freue, wenn ich dort ankomme. Es ist ein Ort, an dem ich meinen Alltag verbringe und der mir Sicherheit gibt.

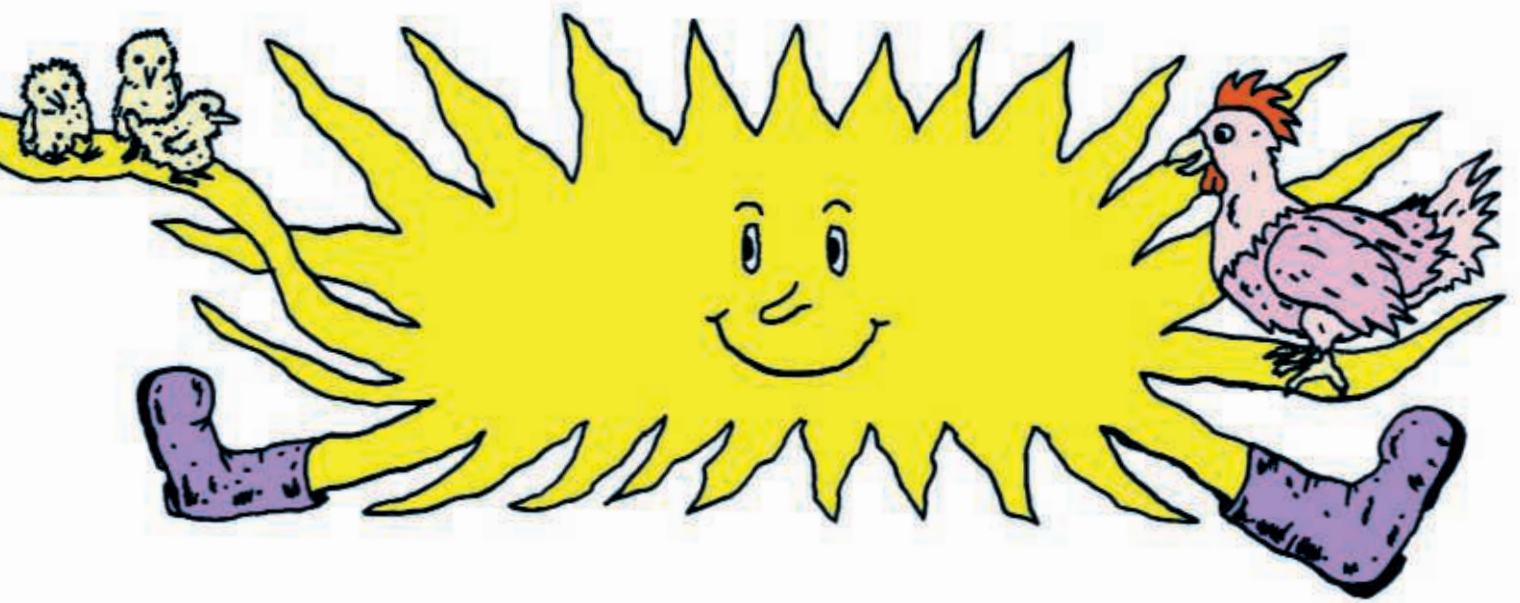
Wenn ich das Wort Heimat höre, denke ich instinktiv an das Dorf in der Türkei, in dem meine Grosseltern leben. Das liegt daran, dass es in meiner Kindheit immer der Ort war, an dem ich mich wohl und geborgen fühlte und auf den ich mich immer freute. Ich habe viele schöne Erinnerungen an diesen Ort und an die Zeit mit meinen Grosseltern. Zum Beispiel hatten wir oft Hühner und Küken, mit denen ich spielen konnte. Mein Vater konnte meinen Opa dann auch noch überzeugen, einen Pool zu bauen. Ich glaube deshalb, dass das Haus meiner Grosseltern immer eine meiner Heimaten bleiben wird.

Anders ist dies bei der Mutter meiner Mutter. Dort ist mein Heimatgefühl nicht an den Ort, sondern an meine Oma selbst und die gemeinsamen Momente mit ihr gebunden. Ihr Geruch und ihre Ausstrahlung allein reichen schon aus, dass ich mich wohl und geborgen fühle. Was bei ihr aber auch nicht fehlen darf, ist ihr Frühstück. Es gibt immer kleine Aufbackbrötchen mit Käse und Aufschnitt, aber auch Darjeeling-Tee, der mich jedes Mal beruhigt. Wir trinken den Tee aus dünnen Porzellantassen mit einem Schlückchen Milch darin. Solange meine Oma lebt, werde ich mich bei ihr wohlfühlen – ganz egal wo. Für mich ist Heimat daher weniger ein geografischer Ort als vielmehr ein Gefühl der Geborgenheit, das durch bestimmte Menschen und Erfahrungen entsteht.»



«Für mich ist Heimat Basel, meine Wohnung, weil ich dort aufgewachsen bin und dort wohne. Aber Heimat ist für mich noch viel mehr. Meine Freund*innen und Familie sind ebenso eine Heimat für mich wie ein Ort. Das Gefühl, sich wohlfühlen, akzeptiert zu werden, ist auch Heimat für mich. Ich finde es toll, dass ich mehrere Definitionen von Heimat habe und mich dadurch oft wohlfühle.»

Josepha, 13



Leben ohne Heimat

Unser Autor flüchtete aus Sri Lanka und lebte sechs Jahre lang in der Schweiz. Kurz vor seiner Ausschaffung hat er aufgeschrieben, wie man unter diesen Umständen noch eine Heimat findet.

TEXT **THAYAPARAN SURIYAKUMAR***

Wo meine Familie ist und da, wo wir zusammen sind – das ist Heimat. Heute bedeutet mir das viel mehr als früher. In wenigen Wochen werde ich – nachdem mein Härtefallgesuch abgelehnt wurde – nach Sri Lanka ausgeschafft. Ich bin Mitte dreissig, verheiratet und habe eine achtjährige Tochter. Sie war zwei, als ich Sri Lanka 2020 alleine verlassen musste.

Das Rückkehrzentrum in Gampelen am Neuenburgersee, wo ich in der Schweiz zu Beginn gelebt habe, war überbelegt – es gab keine Privatsphäre, dafür Konflikte zwischen den Menschen, und ständig wurden wir kontrolliert. Ich lebte permanent in einem Alarmzustand. Ich hatte Angst vor der Zentrumsleitung, Angst vor manchen der oft aufgebrachten Menschen um mich herum. Meist blieb ich im Mehrbettzimmer, die Türe war geschlossen. Wenn jemand sie öffnete, begann mein Herz zu rasen. Ich war immer darauf vorbereitet, dass im nächsten Augenblick etwas Schlimmes passieren könnte. Irgendwann diagnostizierte eine Psychotherapeutin Panikattacken, Ängste sowie eine Depression, unter anderem ausgelöst durch das Miterleben von Zwangsausschaffungen anderer. Ich verbrachte drei Wochen in einer psychiatrischen Klinik, Krisenintervention.

Als ich das Rückkehrzentrum 2022 verlassen und in eine sogenannte private Unterbringung wechseln durfte, lebte ich für ein Jahr in einer WG mit Freund*innen von mir, etwas ausserhalb von Bern. Wir waren zu fünft, alle Anfang dreissig, und teilten unseren Alltag. Ich hatte mein eigenes Zimmer. Meine Privatsphäre wurde respektiert.

* Name aus Schutzgründen geändert

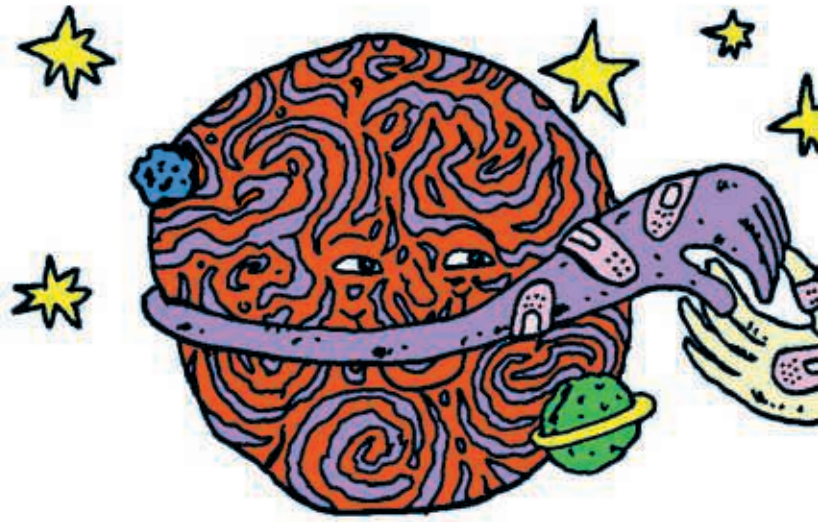
Ich lebte ein normales Leben, mit viel weniger Angst. Die Menschen fühlten sich nicht wie Fremde an, mehr wie Brüder und Schwestern. Ich durfte ihre Dinge benutzen, ihre Musikinstrumente, ihre Spielkonsolen, das E-Bike. Ich durfte leben, als wäre es mein richtiges Zuhause. Meine Meinung wurde respektiert und ich hatte die Freiheit, die Dinge zu tun, die ich gerne mache. Was mir besonders viel bedeutete: Wir assen oft zusammen zu Abend. Ich kochte regelmässig und meine Mitbewohner*innen mochten, was ich kochte. Ich lernte neue Gerichte von ihnen und experimentierte auch mit Schweizer Gerichten, die ich ein bisschen schärfer machte. Meine Experimente wurden begrüsst statt kritisiert. Zu jener Zeit fühlte ich mich wirklich zuhause.

Wie eine einseitige Liebe

Nach diesem Jahr wollte meine WG vom Dorf in die Stadt ziehen, sie fand ein Haus in Biel. Weil ich weiterhin in der Nähe meiner Freund*innen sein wollte, zog ich mit. Wir waren nun dreizehn Bewohner*innen, die meisten waren Anfang zwanzig und hatten viel Energie. Alle waren nett, freundlich und rücksichtsvoll. Doch das Gefühl war anders. Obwohl ich gerne da lebte, kam es mir eher wie eine vorübergehende Unterkunft vor als wie ein Zuhause. Wir hatten ständig Besuch. Small Talk ist nicht so mein Ding, mir sind tiefe Verbindungen und Begegnungen wichtig. Sonst bin ich lieber alleine in meinem Zimmer. Wenn ich zu viele Menschen gleichzeitig sehe, fühle ich mich einsam. Das hat mir gezeigt, dass Heimat nicht allein durch die Menschen um mich herum entsteht, sondern vor allem durch die Qualität der Beziehungen.

Eli, 14

«Oft entsteht Heimat dort, wo man so akzeptiert wird, wie man ist. Das kann manchmal sogar wichtiger sein als der Ort selbst. Gleichzeitig ist diese Form von Heimat auch verletzlich, weil Beziehungen und Menschen sich verändern können.»



Vor meiner Zeit in der Schweiz reiste ich in Sri Lanka für die Arbeit oft nach Colombo oder in andere Städte. Ich habe Computerwissenschaften studiert und dann eine Druckerei geführt. Wenn ich nach Batticaloa zurückkehrte und das Schild «Batticaloa heisst Sie herzlich willkommen» sah, verspürte ich sofort ein Gefühl von Geborgenheit und Zugehörigkeit. Batticaloa, die Stadt an der Ostküste, wird immer eine meiner Heimaten sein.

Ich liebe diese Stadt sehr. Die Strassen, Kirchen, Restaurants, Strände und all die Menschen, die ich kenne. Batticaloa ist nicht nur der Ort, wo ich geboren wurde, auch die meisten meiner Erinnerungen spielen hier. Es ist schwer zu erklären, es fühlt sich ein wenig nach einseitiger Liebe an: Wenn das Zusammensein nicht für beide Seiten gut ist, dann ist es vielleicht besser, getrennt zu leben. Das heisst nicht, dass ich Batticaloa hasse, im Gegenteil, mir ist wichtig, dass Batticaloa blüht und es der Stadt gut geht. Gleichzeitig ist mir mein «Seelenfrieden» ebenfalls wichtig. Ich versuche also diesen Widerspruch auszuhalten: diesen Ort zu lieben, auch wenn ich nicht dort leben kann.

Wie die Angst in mein Leben kam

Wir lebten mit dem Gefühl, beobachtet zu werden. Wir waren in ständiger Angst, weil wir nie wussten, was als Nächstes passieren würde. Wenn Probleme auftauchen und du nicht offen mit ihnen umgehen kannst, wenn du keine Fragen stellen kannst und wenn du nicht tun kannst, was du willst, dann kannst du nicht frei und friedlich leben. Kurz: Ich fühlte mich in Sri Lanka nicht sicher. Und wenn das so ist, wie kann ich das Land dann voll und ganz als meine Heimat akzeptieren?

Als Hintergrund muss man wissen: Ich hatte einem Freund bei einem kleinen Flugzeugprojekt geholfen, das Teil eines naturwissenschaftlichen Schulprojekts war. Das Flugzeug wurde dann tatsächlich gebaut. Doch dann wurde das Projekt vom Militär gestoppt, das eine Bedrohung für die nationale Sicherheit darin sah. Mein Freund floh in die USA. Später wurden viele der Militärlager in der Ostprovinz geschlossen, auch das, in dem mein Freund und ich damals verhaftet worden waren. Ich glaubte also, dass diese Ereignisse nun der Vergangenheit angehörten und das Leben wieder seinen gewohnten Gang nahm.

Ich heiratete, meine Frau bekam ein Kind, unser Familienleben verlief friedlich. Dann gab es am Ostersonntag 2019 Bombenanschläge in Colombo sowie einen in Batticaloa. Sie zogen landesweite Verschärfungen der Sicherheitsmassnahmen nach sich. Einige Monate später tauchten Mitarbeiter des Geheimdienstes bei mir auf und behaupteten, in meinem Haus seien Triebwerksteile und ein Flugsimulator gelagert und ich würde finanzielle Unterstützung durch ehemalige LTTE-Mitglieder im Ausland bekommen. So kehrte die Angst plötzlich in mein Leben zurück. Ich hatte keine Ahnung, was als Nächstes passieren würde, und beschloss, Sri Lanka zu verlassen. Mein ursprüngliches Ziel war die USA, doch leider endete meine Reise in der Schweiz.

Nach Batticaloa ist Bern die Stadt, die ich heute am besten kenne. Und das, obwohl ich mir Bern nicht ausgesucht hatte. Ich wusste am Anfang absolut nichts über diese Stadt. Als ich am 23. Januar 2020 in der Schweiz ankam, bekam ich einfach eine Karte und ein Zugbillett in die Hand gedrückt und mir wurde gesagt, ich solle nach Bern fahren. Mein Handy war mir von den Schleppern abgenommen worden, sodass ich völlig ohne Infos ankam. Auf der Karte, die ich erhalten hatte, stand, dass ich den Bus Nummer 19 nehmen sollte. Allerdings fuhr ich versehentlich in die falsche Richtung. Da ich nicht wusste, was ich tun sollte, fragte ich zögernd eine Person, die in meiner Nähe sass. Netterweise schaute er auf seinem Handy nach und erklärte mir, dass ich in die falsche Rich-

Der Schal meiner Mutter

Gloria, 13

«Ein Puzzlestück meiner Heimat sind Gerüche oder vielmehr, mit was oder wem ich sie verbinde. Der Geruch meiner Mutter war schon immer sehr wichtig für mich, vor allem wenn ich nicht zuhause schlief und ihren Schal bekam, half mir das sehr.»



«Meine Heimat ist Kosovo und die Stadt Pej.»

Elijon, 14

In Kosovo gibt es viele Läden, Basare und Dörfer. Viele Menschen fahren Mercedes, aber auch Audi und BMW. Es gibt reiche und arme Menschen. Kosovo hatte früher einen Krieg, bei dem viele Menschen gestorben sind. Trotzdem ist Kosovo für mich ein besonderer Ort, weil ich mich dort wohl und zuhause fühle. In Kosovo sind viele Menschen sehr freundlich. Sie behandeln dich oft wie einen Teil ihrer Familie. In der Schweiz ist das nicht immer so, auch wenn ich nicht genau weiss, warum.»

tung fuhr. Danach sprach ich direkt den Busfahrer an. Er lächelte und sagte mir, ich solle mir keine Sorgen machen. Er erklärte mir, dass der Bus auf derselben Strecke zurückfahren und er mir sagen würde, wann ich aussteigen müsse. Er liess mich in seiner Nähe sitzen und sorgte dafür, dass ich an der richtigen Haltestelle ausstieg. Es war nur eine kleine Begebenheit, aber für jemanden, der gerade erst alleine in einem neuen Land angekommen war, bedeutete das sehr viel.

Dort, wo unser Herz zur Ruhe kommen kann

Heute habe ich enge Freunde in St. Gallen und Solothurn. Da Zugbillette teuer sind, besuche ich sie nur zwei- oder dreimal im Jahr und bleibe meist ein paar Tage. Immer, wenn ich dann nach Bern zurückkehre, vor allem wenn ich am Bahnhof ankomme, überkommt mich ein Gefühl der Erleichterung und Vertrautheit. Bern ist für mich auch zu einer Art Zuhause geworden.

Lustigerweise führt Google Maps das Bundesasylzentrum im ehemaligen Zieglerspital als mein «Zuhause» auf, hier habe ich die allererste Zeit in der Schweiz verbracht. Jedes Mal, wenn ich das heute sehe, muss ich unwillkürlich lächeln. Ich habe nie versucht, das zu ändern, auch weil es in Bern liegt. Ich habe eine tiefe Verbundenheit zu dieser Stadt entwickelt. Hier fühle ich mich aufgenommen. Die Berner*innen erlebe ich als warmherzig und offen. Hätte ich dauerhaft in der Schweiz bleiben können, hätte ich mich dafür entschieden, im Lorraine-Quartier zu wohnen.

Ich empfinde die Lorraine als ein sehr vielfältiges und aufgeschlossenes Quartier. Normalerweise bin ich jeden Donnerstag dort. Viele der Orte, die ich gerne besuche, und viele der Orte, an denen ich mich willkommen und akzeptiert fühle, befinden sich in der Lorraine: das Solidaritätsnetz, der Mittagstisch der Marien-Kirche, die kostenlosen Deutschkurse in der Autonomen Schule Denkmal, der Lola-Quartierladen, das Lorrainebad, die Sauna im Lorrainebad und die Brasserie Lorraine. Deshalb liegt mir die Lorraine sehr am Herzen.

Es ist schon seltsam: Ich besitze ein wunderschönes Haus in Batticaloa. Doch ich werde nicht dort wohnen. Meine Frau und meine Tochter haben das Land inzwischen ebenfalls verlassen und leben im Ausland – auf-

grund derselben Umstände, die auch mich zur Flucht veranlasst hatten. Wenn ich mir vorstelle, sie erst in ein paar Jahren wiedersehen zu können, lässt mich das verzweifeln. Ohne sie ist unser Haus nichts weiter als ein schönes Gebäude. Obwohl es mir gehört, kann ich es nicht mehr als mein Zuhause bezeichnen. Stattdessen werde ich bei meinen Eltern wohnen.

Wäre ich alleinstehend, wären meine Eltern und ihr Haus wohl meine Heimat. Doch für mich ist es, wie es in der Bibel in Matthäus 19,5-6 heisst: «Deshalb wird ein Mann Vater und Mutter verlassen und sich mit seiner Frau verbinden, und sie werden eins sein.» Dennoch habe ich mich dafür entschieden, bei meinen Eltern zu wohnen, weil es mir schwerfällt, ganz alleine zu leben.

Heimat besteht nicht aus vier Wänden und einem Dach. Heimat ist der Ort, wo wir willkommen sind, wo wir hingehören und wo wir Frieden finden. Tatsächlich ist «Seelenfrieden» vielleicht passender als «Sicherheit». Heimat ist überall dort, wo unser Herz zur Ruhe kommen kann. Oft heisst es, dass Nahrung, Kleidung und ein Obdach grundlegende menschliche Bedürfnisse sind. Für mich wäre es nicht falsch, «Obdach» durch «Heimat» zu ersetzen.

Und doch: Wenn Heimat wirklich der Ort ist, an dem man Frieden findet, dann muss ich zugeben, dass ich noch immer danach suche. Ich werde vielleicht noch einige Jahre lang ein Mann ohne Heimat bleiben – nicht, weil ich kein Haus habe, sondern weil ich den Ort noch nicht gefunden habe, an dem meine Familie und ich zusammen in Frieden leben können.

Ich glaube nicht, dass die Heimat eines Menschen unbedingt der Ort sein muss, an dem er geboren wurde. Aber wenn es so ist, dann hat dieser Mensch grosses Glück.

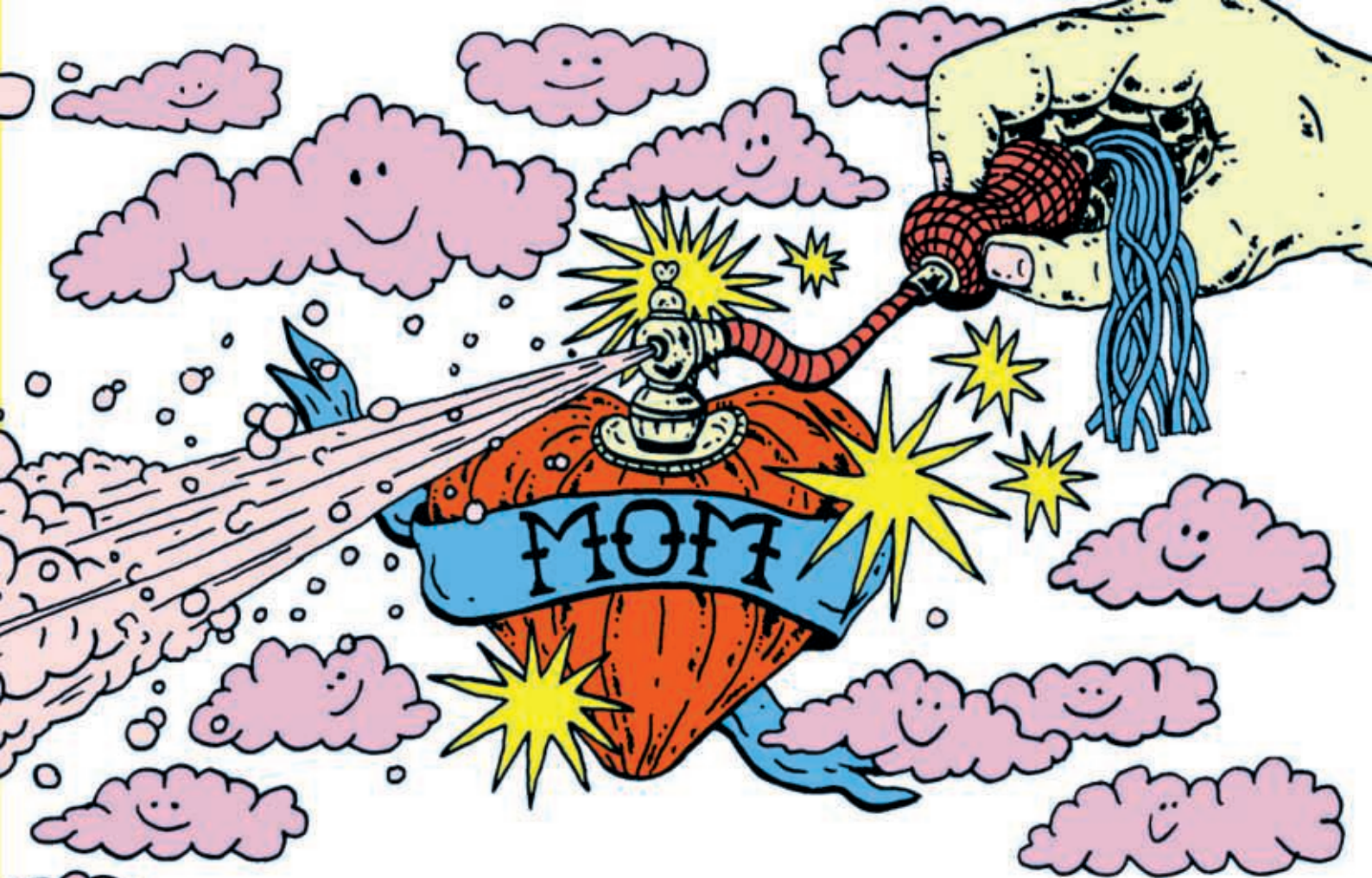
Aus dem Englischen übersetzt von LEA STUBER



In Surprise 536/22 erzählt Thayaparan Suriyakumar, wie das Leben im Rückkehrzentrum als abgelehnter Asylsuchender seine psychische Gesundheit verschlechtert hat. Online nachzulesen hier: surprise.ngo/magazine/536-obdachlosigkeit-auf-und-davon/

«WENN ICH DAS
WORT «HEIMAT»
HÖRE, DENKE ICH
SOFORT AN DAS
PARFÜM MEINER
MUTTER.»

Mika, 10



Heimat – ein Angebot

An Nationalfeiertagen wie dem 1. August erzählen wir uns selbst, wer wir sind.
Dabei bleiben weiterhin zu viele aussen vor und die grossen
Herausforderungen ungelöst. Ein Plädoyer für kollektiven Aufbruch.

TEXT SARA WINTER SAYILIR

Nationalfeiertage wie der 1. August sind Übungen in Selbstvergewisserung. An zahlreichen Orten der Schweiz nutzen politische, zivilgesellschaftliche und ökonomische Gruppierungen den Anlass, um öffentlich darüber zu sprechen: Was ist die Schweiz, wer gehört dazu, was macht sie aus, wer bestimmt, wo es langgeht – und wie?

Altvertraut ist, worüber alle sprechen: Laut der Studie «Geschichten der Heimat» von 2023, erarbeitet im Auftrag von Pro Futuris, dem Think + Do Tank der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft (SGG), lassen sich die dominanten nationalen Narrative der Schweiz in sechs Punkte fassen:

- Die Schweiz als multikulturelle Willensnation.
- Die Schweiz als freiheitsliebendes und wehrhaftes Land, das von innen und aussen bedroht wird.
- Unabhängigkeit, Souveränität und Stabilität sind Garanten unseres wirtschaftlichen Wohlstands.
- Die Schweiz verfügt über eine starke humanitäre Tradition: Es wird für alle gesorgt.

- Direkte Demokratie, Föderalismus und Neutralität bilden das politische Erfolgsmodell.
- Und die Berge dürfen nicht fehlen: Die Schweizer*innen sind ein Alpenvolk.

Über diese kollektiven Glaubenssätze und deren stetige Wiederholung definiert und reproduziert sich die Nation Schweiz – ganz im Sinne von Politikwissenschaftler Benedict Andersons «imagined communities». Politiker*innen, Gewerkschaften und NGOs oder Wirtschaftsverbände bedienen sich dieser Narrative, um die Komplexität politischer Prozesse herunterzubrechen und den öffentlichen Diskurs zu beeinflussen.

Wessen Daseinsberechtigung und Mitmacherlaubnis in der Schweiz latent infrage gestellt ist, hätte also allen Grund, sich innerlich für solche Anlässe zu wappnen: Armutsbetroffene, Geflüchtete, Arbeitsmigrant*innen, Eingehemmte, prekär Lebende, chronisch Erkrankte und mit Behinderungen Lebende, aber auch Kinder und Jugendliche

sowie Angehörige anderer Minderheiten müssen befürchten, dass sie in der einen oder anderen markigen Rede zum Nationalfeiertag nicht oder nur teilweise gemeint sind, dass sie sich weiterhin «beweisen» müssen oder als «fremd» gebrandmarkt werden, als «leistungsunwillig», als «Gefahr», «randständig» oder einfach unsichtbar bleiben.

Die Heimaten der Kinder und Jugendlichen

Wer an machtvollen Positionen sitzt und Ressourcen hat, kann das nationale Selbstbild stärker prägen als Maria Normalbürgerin und Ivo Armutsbetroffener. Unter anderem deshalb ist ein Nationalstaat auch kein niederschwelliges Angebot für alle, die darin leben. Zwangsläufig besteht also für zahlreiche Bewohner*innen dieses Landes

eine spürbare Divergenz vom Narrativ zur Realität. Das hindert glücklicherweise nicht alle daran, trotzdem die Feierlichkeiten zu genießen und sich als Teil eines Ganzen zu fühlen, vielleicht sogar stolz darauf zu sein. Auch und weil die Nation als Ganzes ja nicht das einzige Identifikationsangebot ist, das zur Verfügung steht. Man muss nicht Staatsbürger*in sein, nicht einmal zwingend alteingesessen, um sich hierzulande heimisch zu fühlen. Das zeigen die Aussagen von Kindern und Jugendlichen im Alter von sechs bis zwanzig, die wir über die ganze Surprise-Ausgabe verteilt haben. Wir haben sie gefragt: «Was bedeutet für dich Heimat?»

Ihre Antworten sind Momentaufnahmen, suchende, oft sehr persönliche Aussagen. Was darin alles Platz hat:

Limmat

Tim, 8

«Dihei fühl ich mich erliechteret, mega guet halt. Dihei chan ich met mine Nachbere spile, die känn ich sitt minere Geburt. Ich wohne a de Limmat, ich «fische», bade, fange Frösche – das lieb ich.»

Suche ohne Ende

Smilla, 14

«Wenn man seine Heimat verlassen muss, wegen Krieg oder Vertreibung, bekommt die Heimat oft eine höhere Priorität im Leben, weil sie zur Sehnsucht wird. Heimat wird hier von einer Selbstverständlichkeit zu einer Aufgabe und Suche, die niemals endet.»

Schweiz, England, Jamaika?

Marilou, 14

«Ich komme aus drei verschiedenen Ländern: Schweiz, England und Jamaika. Am meisten fühle ich mich in der Schweiz zuhause. Zu England habe ich auch einen Bezug, weil ich dort jedes Jahr hingehe. In Jamaika war ich nur einmal und kenne mich dort gar nicht aus. Also würde ich England und Jamaika nicht wirklich als Heimat bezeichnen, aber ich will die Kultur kennen, mich mit den Leuten anfreunden und es so nahe an meinen Begriff von Heimat bringen, wie ich kann.»

Orte, Gerüche, verschiedene Länder, einzelne Momente, Menschen, die geliebt, und Erinnerungen, die geschätzt werden. Und Fragen – ab wann man wohl dazugehört, was es braucht, um sich heimisch zu fühlen, und ob es auch Rahmenbedingungen und Setzungen von aussen gibt, um etwas Heimat zu nennen. Es finden sich auch Forderungen, zum Beispiel sein zu dürfen, wie man ist. Diese jungen Menschen repräsentieren gewissermassen unsere Zukunft, auch wenn die Auswahl der Mitmachenden natürlich keinen Anspruch auf Repräsentativität erhebt. Die Texte zeigen ebenfalls, wie vielfältig Heimatgefühle sind. Und dies ohne eine vorhergehende intensive Auseinandersetzung mit dem Thema. Diese jungen Menschen wissen noch fast nichts über die politische Aufladung des Heimatbegriffes und ahnen vielleicht dennoch, dass es gar nicht einfach ist, pauschal zu sagen, was das denn nun ist: Heimat.

In der digitalen Variante des Etymologischen Wörterbuchs des Deutschen von Wolfgang Pfeifer et al. (1993) wird Heimat als «Ort, Land, wo man geboren ist, wo man zu Hause ist, Vaterland» definiert. Im Schweizerdeutschen wird der Begriff bis ins 19. Jahrhundert jedoch vor allem im Sinne von «Abstammungsort, Stätte, wo man lebt und arbeitet» benutzt. Es waren die Schweizer*innen, die als Erste unter «Heimweh» litten, einer speziell schweizerischen Malaise, die erstmals im 17. Jahrhundert unter Söldnern in der Ferne auftauchte. Der angehende Basler Mediziner Johannes Hofer (1688) prägte in Verbindung damit schliesslich den aus dem Griechischen abgeleiteten Begriff «Nostalgie». Zwischen diesem althergebrachten, ortsverbundenen, gewissermassen vornationalen Heimatverständnis und der zeitgenössischen, postmigrantischen Variante liegen Welten. Beide haben Anhänger*innen, manche können sich vielleicht sogar in beidem wiederfinden.

Ver mehrt in Umbruchsituationen

Gesellschaften würden sich in Umbruchsituationen vermehrt mit Heimat auseinandersetzen, «wenn die Befürchtung im Raum steht, etwas verändert sich zu schnell oder man Angst hat, dass es verlorengeht», sagt die deutsche Literaturwissenschaftlerin Susanne Scharnowski in einem Interview im Deutschlandfunk. Sie ist die Autorin des Buches «Heimat. Geschichte eines Missverständnisses» (2019). Im Grunde sei Heimat doch «ein sehr menschenfreundlicher Begriff, ein Begriff, der Vertrautheit, Überschaubarkeit, Bindung impliziert, also lauter sehr menschenfreundliche Dinge».

Ja und Nein: An den Texten der jungen Personen sieht man wohl genau das – ein Versuch, Vertrautheit, Überschaubarkeit und Bindung in Worte zu fassen. Ihre Heimatbegriffe spiegeln die Migrationsgesellschaft wider, in der multiple Zugehörigkeiten und hybride Identitäten zur Normalität gehören, aber auch konstant Reibung mit den dominanten Narrativen erzeugen. Daran arbeiten sich auch andere ab, privat und gesellschaftspolitisch. Beobachten kann man dies beispielsweise in Bezug auf die Schweizer Beteiligung am Kolonialismus, deren wissenschaftliche und kulturelle Aufarbeitung in vollem Gange

«Für mich ist Basel meine Heimat. Aber was ist mit der Türkei, meinem Vaterland?»

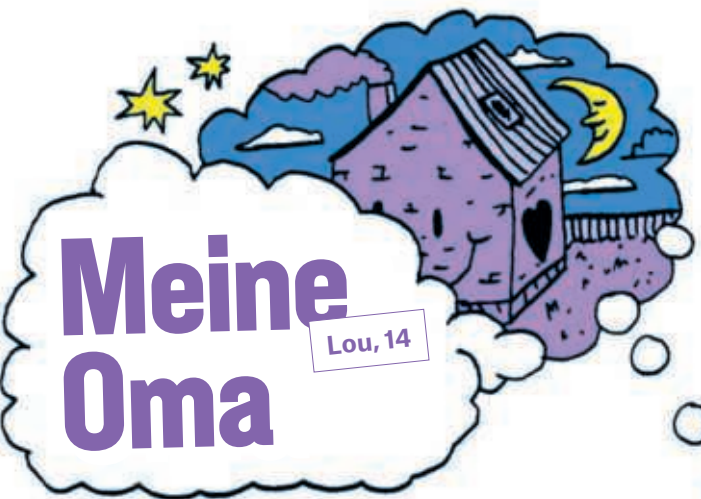
Taylan, 14

Meine Eltern sind nicht aus Spass in die Schweiz gekommen, sondern weil sie mussten. Das beeinflusst meine Sicht auf die Türkei. Ausserdem war ich noch nie dort. Ich weiss nicht, wie die Menschen dort leben, wie das Wetter ist oder wie es sich anfühlt, dort zu sein.

Trotzdem habe ich einen Bezug zur Türkei. Zuhause spreche ich mit meiner Familie Türkisch. Ich esse gerne türkisches Essen und schaue die Spiele der türkischen Nationalmannschaft. Wenn die Mannschaft spielt, fiebere ich mit. Trotzdem reicht das für mich nicht aus, um die Türkei meine Heimat zu nennen. In der Türkei leben zwei meiner Omas, ein Opa, viele Cousins und Cousinen, vier Tanten und zwei Onkel. Und trotzdem fühle ich mich Basel näher als der Türkei.

Man kann auch stolz auf seine Herkunft sein. Man kann Flaggen aufhängen, Trikots kaufen oder Sportteams unterstützen. Daran ist nichts falsch. Problematisch wird es erst dann, wenn man andere Menschen deswegen diskriminiert oder denkt, man sei besser als sie.

Heimat ist nichts Festes. Die Heimat kann sich im Laufe des Lebens verändern. Jemand zieht vielleicht für das Studium oder die Arbeit in eine andere Stadt und fühlt sich dort nach einigen Jahren wohler als am alten Wohnort. Dann kann aus einem fremden Ort langsam eine neue Heimat werden. Heimat wächst mit den Erfahrungen, die man an einem Ort macht. Manche möchten aber ihre Heimat nicht verlassen, obwohl sie vielleicht gute Chancen an einem anderen Ort hätten. Ein Studium im Ausland oder eine interessante Arbeitsstelle in einer anderen Stadt können grosse Möglichkeiten bieten. Wer sich zu stark an seine Heimat klammert, verpasst vielleicht solche Chancen.»



Meine Oma

Lou, 14

«Ich habe mich früher bei meiner Oma in ihrem Häuschen und auch einfach bei ihr immer sehr wohl und heimatlich gefühlt. Als sie dann gestorben ist, hat sich dieser Ort irgendwie fremd und nicht mehr so wie vorher angefühlt. Da sie nicht mehr dort ist, sind es nur noch die Erinnerungen, die mir einen Bezug zu diesem Ort geben.»



Vincent, 14

Spass haben und zusammen sein

«Für mich gehören zur Heimat auch Menschen, mit denen ich Spass haben kann und gerne zusammen bin. Sie geben mir einfach ein gutes Gefühl, dass ich dazugehöre.»

ist, während Widerstand und Schuldabwehrreflexe die Debatte weiterhin laut bestimmen, gut dokumentiert u.a. am Fall eines rassistischen Wandbildes in einer Berner Schule (nachzulesen unter [daswandbildmussweg.ch](https://www.daswandbildmussweg.ch)). Im Kampf der sogenannten Verdingkinder um Entschuldigung und Reparationen ist der gesellschaftliche Reflexionsprozess etwas weiter. Womöglich jedoch auch deshalb, weil Betroffene und Zeitzeug*innen unermüdlich wiederholen, dass eben nicht «für alle gesorgt wurde», jedenfalls nicht im Sinne heutiger Massstäbe. Möglicherweise auch, weil (hier geborene) Armutsbetroffene mittlerweile nicht mehr wie damals noch als «Fremde, Andere» gebrandmarkt sind, sie sind mehr zu einem Teil des «Wir» geworden. Migrant*innen sind an ihre Stelle gerückt.

In den letzten vierzig Jahren ist laut der eingangs genannten Studie eine zunehmende Dominanz der rechten Parteien bei der Bewirtschaftung dieser Narrative zu beobachten (namentlich: SVP, Lega dei Ticinesi, Mouvement citoyens genevois, Schweizer Demokraten, EDU). Ihnen ist es gelungen, das Narrativ von der «freiheitsliebenden, wehrhaften Schweiz» besonders hervorzuheben und eng mit der Migrationsfrage zu verknüpfen. Dabei fand eine Umdeutung des Freiheitsbegriffes statt, der längst nicht mehr gesellschaftliche Freiheit meint, sondern in erster Linie den «Schutz der Unabhängigkeit» des Landes.

Atemlosigkeit und Zukunftsängste

Dazu kommt, dass kollektive Verlustängste in der breiten Bevölkerung in den letzten Jahren zum Dauerzustand geworden sind: Kriege, Fluchtbewegungen, Klimawandel, Pandemie, gesellschaftliche Polarisierung, Trump, mehr Kriege und dazu disruptive Technologien wie KI und die zunehmende Digitalisierung unseres Lebens führen bei vielen Menschen zu Atemlosigkeit, Zukunftsängsten und Hilflosigkeitserfahrungen. Auch die Grenzen unserer Lebensweise sind für jede Person spürbar, nicht nur während Hitzeperioden. Deshalb entscheiden sich immer mehr, auch junge Wähler*innen (vor allem Männer, laut SRG-Wahlbarometer von Oktober 2025), für die oben skizzierte Politik des rücksichtslosen Alle-gegen-Alle (oder Wir-gegen-Die), unter maximaler Ausbeutung dessen, was der fragile Planet zur Verfügung stellt. Sie stützen damit eine Politik, die sich nur mit dem unmittelbaren Jetzt auseinandersetzt, mit unlauteren Mitteln spielt und dem Reichtum der Wenigen dient. Und hoffen wahrscheinlich, damit zumindest ihre eigene Lebenszeit noch im privilegierten Wohlstand zu verbringen. Oder sie haben längst abgeschlossen und setzen gleich aufs Jenseits – oder aufs All.

Zahlreiche demokratieorientierte und -besorgte Zusammenschlüsse leisten verdankenswerte Gegenwehr. Doch vieles verliert sich auch, weil Beschleunigung und Polykrise alle überfordern. Kaum eine*r denkt über den eigenen Vorgarten hinaus. Dabei würden das Metathema Klimawandel, dessen gesellschaftliche und wirtschaftliche Folgen sowie die politischen «Move-fast-and-break-things»-Brandstifter*innen eigentlich gemeinsame Kraftanstrengungen auf allen Ebenen erfordern. Statt in

«Heimat ist für mich kein Ort, sondern ein Gefühl.»

Anas, 20

Denn egal, ob man an dem Ort ist, wo man geboren oder aufgewachsen ist, die Personen, die man gerne hat, sind mit einem dort. Ob diese Personen nun Familie sind, wie Geschwister und Eltern, oder die Sorte Familie, die man auf dem Weg getroffen hat, das ist für jede*n anders. Heimat ist also der Ort, an dem man sich wohlfühlt und von Familie umgeben ist.»

In eine andere Welt eintauchen

Laura, 14

«Viele Menschen finden Trost in Büchern, Filmen oder Spielen. Sie tauchen in diese Welten ein und fühlen sich mit den Figuren und Geschichten verbunden. Besonders in schwierigen Lebensphasen können solche Welten Geborgenheit vermitteln und für eine gewisse Zeit vom Alltag ablenken. Auch ich finde Heimat im Lesen und Schreiben. Besonders beim Schreiben meines eigenen Buches kann ich in eine andere Welt eintauchen und mich wohlfühlen. Auch Dinge, die mir Freude bereiten und Spass machen, gehören für mich zur Heimat. Dazu zählt vor allem die Musik. Sie begleitet mich in vielen Situationen, weckt Erinnerungen und gibt mir oft ein Gefühl von Vertrautheit. Deshalb ist Musik ein wichtiger Teil meiner Heimat.»

«Für mich bedeutet Heimat, wenn ich im Jemen mit dem Flugzeug lande. Mein Onkel wartet auf uns und lacht. Ich freue mich jedes Mal sehr, wenn ich das grosse Haus meiner Familie sehe.»

Mohamed, 11



Kriege, Wettbewerb und Aufrüstung zu investieren, sollte der Fokus auf Kooperation, Dialog und Gemeinschaftssinn liegen. Womöglich tut er es sogar, lenkt man den Blick auf das alltägliche Miteinander.

Wir müssen unser Wirtschaftssystem überdenken. Auch wenn medial befeuerte Panikmache vor «den Linken» und «dem Chaos» daraus fast ein Tabu gemacht haben. Es wäre nur vernünftig, mal alle ideologischen, regionalen und kulturellen Gräben hinter sich zu lassen und «all hands on deck» zu holen – schliesslich gehen Rechtsruck und Klimawandel uns alle an. Warum nicht mit voller Kraft und interdisziplinär zukunftsfähige Ideen suchen, wissenschaftlich erforschen und alternative Modelle diskutieren, die ausnahmsweise mal nicht den Aus-

schluss grosser Teile der Bevölkerung beinhalten? Das wäre ein Paradigmenwechsel hin zu einem inklusiven, grossen Wir, zum Teilen und zum gemeinschaftlichen Bewirtschaften begrenzter Ressourcen. Es passieren genug schlimme Dinge, um solch ein Umdenken zu rechtfertigen. Es wäre ein echtes Angebot für Zugehörigkeit.

Eine Schweiz mit wachem Blick auf die Menschenrechte und einer gehörigen Menge Selbstkritik wäre eine Heimat, auf die man zu Recht stolz sein könnte. Man müsste nicht mal alles Bisherige über Bord werfen. Die Schweiz bliebe die multikulturelle Willensnation, nur dass diesmal für alle gesorgt, Reichtum, Wissen und Können mit anderen geteilt würde. Eine Schweiz, die Verantwortung übernimmt. Auch für die Alpen.

AB 500.- SIND
SIE DABEI!

Die 25 positiven Firmen

Unsere Vision ist eine solidarische und vielfältige Gesellschaft. Und wir suchen Mitstreiterinnen, um dies gemeinsam zu verwirklichen. Übernehmen Sie als Firma soziale Verantwortung.

Unsere positiven Firmen haben dies bereits getan, indem sie Surprise **mindestens 500 Franken** gespendet haben. Mit diesem Betrag unterstützen Sie Menschen in prekären Lebenssituationen auf ihrem Weg in die Eigenständigkeit.

Die Spielregeln: 25 Firmen oder Institutionen werden in jeder Ausgabe des Surprise Strassenmagazins sowie auf unserer Webseite aufgelistet. Kommt ein neuer Spender hinzu, fällt jenes Unternehmen heraus, das am längsten dabei ist.

- 01 Gemeinnützige Frauen Aarau
- 02 Scherrer & Partner GmbH, Basel
- 03 Gemeinnütziger Frauenverein Nidau
- 04 Allrounder-GMVL Tom Koch, Bern
- 05 Lebensschau, Männedorf
- 06 Bodyalarm – time for a massage
- 07 Hausarztpraxis Tannenhof, Tann-Rüti
- 08 InhouseControl AG, Ettingen
- 09 Automation Partner AG, Rheinau
- 10 Zehnder Arbeitssicherheit, Zürich
- 11 Madlen Blösch, Geld & so, Basel
- 12 movaplan GmbH, Baden
- 13 Kaiser Software GmbH, Bern
- 14 Jocher Projekte GmbH, Rheinfelden
- 15 appius GmbH, Interims-Management
- 16 Breite-Apotheke, Basel
- 17 Broki Sidewäg, Bern
- 18 Maya Recordings, Oberstammheim
- 19 AnyWeb AG, Zürich
- 20 Beat Vogel – Fundraising-Datenbanken, Zürich
- 21 Praxis Carry Widmer, Wettingen
- 22 hoopsforyu, jewelry
- 23 Zibsec Sicherheitsdienst, Zürich
- 24 Wullemin Beratung, wullemin-beratung.ch
- 25 unterwegs GmbH, Aarau

Möchten Sie bei den positiven Firmen aufgelistet werden?

Mit einer Spende ab 500 Franken sind Sie dabei.

Spendenkonto:

IBAN CH11 0900 0000 1255 1455 3

Surprise, 4051 Basel

Zahlungszweck: Positive Firma und Ihr gewünschter Namenseintrag (max. 40 Zeichen inkl. Leerzeichen).

Sie erhalten von uns eine Bestätigung.

Kontakt: Clara Fasse

Team Marketing, Fundraising & Kommunikation

T +41 61 564 90 53 | marketing@surprise.ngo

SURPLUS – DAS NOTWENDIGE EXTRA

Wie wichtig
ist Ihnen Ihre
Unabhängigkeit?

Das Programm

Einige unserer Verkäufer*innen leben fast ausschliesslich vom Heftverkauf und verzichten auf Sozialhilfe. Surprise bestärkt sie in ihrer Unabhängigkeit.

Mit dem Begleitprogramm SurPlus bieten wir ausgewählten Verkäufer*innen zusätzliche Unterstützung. Sie erhalten ein Abonnement für den Nahverkehr, Ferienzuschlag und eine Grundausrüstung an Verkaufskleidung. Zudem können bei finanziellen Notlagen aber auch für Gesundheits- oder Weiterbildungskosten weitere Unterstützungsbeiträge ausgerichtet werden. Die Programmteilnehmer*innen werden von den Sozialarbeiter*innen bei Surprise eng begleitet.

Eine von vielen Geschichten

Lange bemühte sich Haimanot Mesfin um eine feste Arbeitsstelle in der Schweiz, doch mit einem F-Ausweis sind die Chancen klein. Sozialhilfe kam für sie nie in Frage – sie wollte stets selbstständig im Leben auskommen. Aus diesem Grund verkauft Haimanot Mesfin seit über zehn Jahren das Surprise Strassenmagazin am Bahnhof Bern. Dort steht sie bereits früh morgens und verkauft ihre Magazine. Das Begleitprogramm SurPlus unterstützt sie dabei mit einem ÖV-Abo sowie Ferien- und Krankentaggelder. Dank der Begleitung auf dem Berner Surprise-Büro hat sie eine neue Wohnung gefunden. Nach langer Zeit in einer 1-Zimmer-Wohnung haben sie und ihr Sohn nun endlich etwas mehr Platz zu Hause.



Weitere Informationen gibt es unter:
surprise.ngo/surplus

Unterstützen Sie das SurPlus-Programm mit einer nachhaltigen Spende

Derzeit unterstützt Surprise 30 Verkäufer*innen des Strassenmagazins mit dem SurPlus-Programm. Ihre Geschichten stellen wir Ihnen hier abwechselnd vor. Mit einer Spende von 6000 Franken ermöglichen Sie einer Person, ein Jahr lang am SurPlus-Programm teilzunehmen.

Unterstützungsmöglichkeiten:

- 1 Jahr: 6000 Franken
- ½ Jahr: 3000 Franken
- ¼ Jahr: 1500 Franken
- 1 Monat: 500 Franken
- oder mit einem Beitrag Ihrer Wahl.

Spendenkonto:

IBAN CH11 0900 0000 1255 1455 3 | Vermerk: SurPlus

Oder Einzahlungsschein bestellen: T +41 61 564 90 90

info@surprise.ngo | surprise.ngo/spenden

Herzlichen Dank!



Impressum

Herausgeber

Surprise, Münzgasse 16
CH-4051 Basel

Geschäftsstelle Basel

T +41 61 564 90 90
Mo–Fr 9–12 Uhr
info@surprise.ngo,
surprise.ngo

Regionalstelle Zürich

Kanzleistrasse 107, 8004 Zürich
T +41 44 242 72 11

Regionalstelle Bern

Beundenfeldstrasse 57, 3013 Bern
T +41 31 332 53 93

Soziale Stadtrundgänge

Basel: T +41 61 564 90 40
rundgangbs@surprise.ngo
Bern: T +41 31 558 53 91
rundgangbe@surprise.ngo
Zürich: T +41 44 242 72 14
rundgangzh@surprise.ngo

Anzeigenverkauf

Stefan Hostettler, Ito1 Media
T +41 43 321 28 78
M +41 79 797 94 10
anzeigen@surprise.ngo

Redaktion

Verantwortlich für diese Ausgabe:
Lea Stuber (lea)
Diana Frei (dif), Klaus Petrus (kp),
Sara Winter Sayilir (win), Andres
Eberhard (eba)
T +41 61 564 90 70
redaktion@strassenmagazin.ch
leserbriefe@strassenmagazin.ch

Ständige Mitarbeit

Rosmarie Anzenberger (Korrektorat),
Simon Bergin, Monika Bettchen,
Christina Baeriswyl, Maj Lisa Dörig,
Hanna Fröhlich, Carlo Knöpfel,
Yvonne Kunz, Fatima Moumouni,
Adriana Ružek, Ralf Schlatter,
William Stern, Priska Wenger,
Christopher Zimmer

Mitarbeitende dieser Ausgabe

Deborah Ambauen, Alex Mages,
Michael Philipp Hofer, Sarah
Schilliger, Thayaparan Suriyakumar

Wiedergabe von Artikeln und
Bildern, auch auszugsweise, nur mit
Genehmigung der Redaktion. Für
unverlangte Zusendungen wird jede
Haftung abgelehnt.

Gestaltung und Bildredaktion

Bodara AG,
Büro für Gebrauchsgrafik

Druck

AVD Goldach

Papier

Holmen TRND 2.0,
70 g/m², FSC®, ISO 14001, PEFC,
EU Ecolabel, Reach

Auflage

20100

Abonnemente

CHF 250.–, 25 Ex./Jahr

Helfen macht Freude,

spenden Sie jetzt.

IBAN CH11 0900 0000 1255 1455 3

#629: Literatur 1: Aussicht

«Ein Gesamtkunstwerk»

Ich möchte einfach mal grundsätz-
lich – zur letzten Nummer des
Surprise aber speziell – ein gros-
ses Kompliment machen! Euer
Heft ist immer gut und immer wie-
der exzellent. Und die Literatur-
nummer mit den wunderschönen
Illustrationen ist quasi ein Ge-
samtkunstwerk! Danke. Ich habe
kein Abo, denn es ist mir wich-
tig, Surprise persönlich kaufen zu
können (bei der jeweiligen Frau
vor der Migros Brugg), und ich tue
das seit Jahren mit Gewinn!

MARGRIT SCHALLER, Windisch

#Sozialer Stadtrundgang Zürich: Dodo

«Eine starke Frau»

Dodo ist eine sehr gute Geschichtenerzählerin,
hat das Ganze lebendig und spannend ge-
macht und hat uns den Eindruck hinterlassen,
dass sie eine starke, intelligente und sehr
professionelle Frau ist. Weiter so! PS: Ich freue
mich auf ihr Buch, das werde ich bestimmt
kaufen! Spannend wäre noch, den zweiten Teil
der Geschichte zu zeigen (für diejenigen, die
daran interessiert sind).

JENNY ARIAS, Zürich

#Sozialer Stadtrundgang Basel:

Lucy Oyubo

«Mein Verhalten sensibilisieren»

Lucy Oyubos Lebensgeschichte ist beein-
druckend und spannend erzählt. Trotz
vieler Tiefschläge hat sie immer wieder die
positive Energie gefunden, um vorwärts
zu gehen. Ihre Erfahrung mit dem «An-
derssein» wird mich im Alltag weiterbeglei-
ten und mein Verhalten weiter sensibi-
lisieren.

ELISABETH SCHWEIGHAUSER, Bottmingen

#Sozialer Stadtrundgang Bern:

André Hebeisen

«Eindrücklich und spannend»

André Hebeisen hat uns auf einen in-
teressanten und informativen Stadtrund-
gang mitgenommen. Wir haben viel
erfahren. Seine persönlichen Ausführun-
gen und Erzählungen waren eindrück-
lich und spannend. Er hat ein grosses Lob
verdient. Unsere Erwartungen wurden
vollends erfüllt.

PASCAL LÜCHINGER, Biel

#Sozialer Stadtrundgang Bern:

Kathy Messerli

«Lehrreich»

Sehr interessant, lehrreich,
kurzweilig und berührend.

BRIGITTE JAKOB, Biel

Ich möchte Surprise abonnieren

Das Abonnement ist für jene Personen gedacht, die **keinen Zugang** zum Heftverkauf auf der Strasse haben.
Alle Preise inklusive Versandkosten.

25 Ausgaben zum Preis von CHF 250.– (Europa: CHF 305.–)

Reduziert CHF 175.– (Europa: CHF 213.50)

Gönner*innen-Abo für CHF 320.–

Probe-Abo für CHF 40.– (Europa: CHF 50.–), 4 Ausgaben

Reduziert CHF 28.– (Europa: CHF 35.–)

Halbjahres-Abo CHF 120.–, 12 Ausgaben

Reduziert CHF 84.–

Bestellen

Email: info@surprise.ngo
Telefon: 061 564 90 90
Post: Surprise, Münzgasse 16,
CH-4051 Basel

Online bestellen

surprise.ngo/strassenmagazin/abo



① Der reduzierte Tarif gilt für Menschen, die wenig Geld
zur Verfügung haben. Es zählt die Selbsteinschätzung.

«Es tut mir gut, anderen zu helfen»

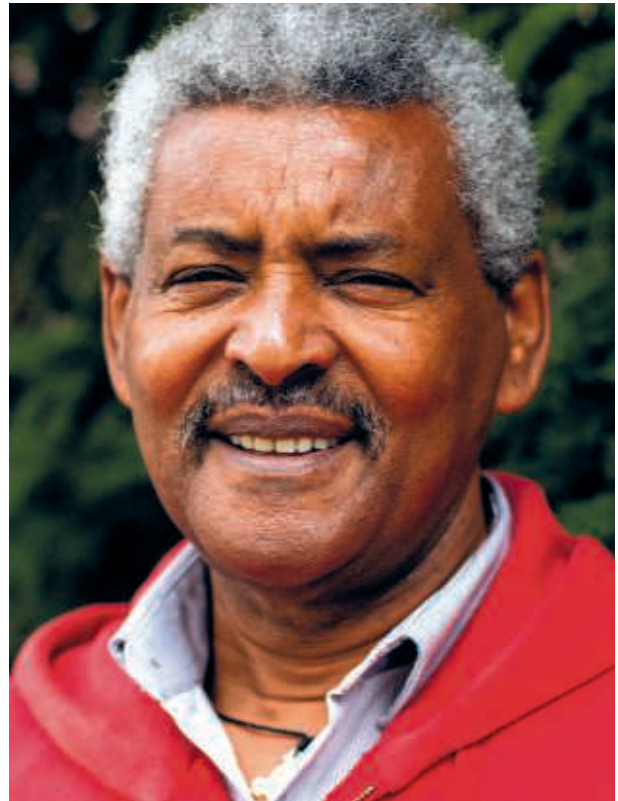
«Ich bin 2002 aus Eritrea in die Schweiz gekommen. Damals hatte ich einen N-Ausweis. 2006 erhielt ich dann eine B-Bewilligung. Zunächst war ich eine Zeitlang arbeitslos, damit hatte ich Mühe. Dann war ich für ein Jahr auf dem Bau, bevor ich begann, für eine Lüftungsfirma im Bereich Montage tätig zu sein. Bei diesem Unternehmen arbeiteten nur Ausländer*innen. Niemand von ihnen konnte gut Deutsch. In den zehn Jahren, in denen ich bei dieser Firma war, arbeitete dort – mit Ausnahme des Chefs – nie jemand aus der Schweiz. Viele kamen aus Polen oder Brasilien. Deshalb fiel es mir schwer, Deutsch zu lernen. Dafür haben wir dort gelernt, uns eben irgendwie anderweitig zu verständigen.

Einmal kam mein Sohn für einen Ferienjob in die Lüftungsfirma. Er spricht perfekt Deutsch, aber er konnte den Dialekt meines vietnamesischen Vorgesetzten nicht verstehen. Das war lustig, weil ich so gemerkt habe, dass ich inzwischen recht gut darin geworden bin, Dialekte zu verstehen.

Bis zu meiner Pensionierung vor drei Jahren habe ich immer hundert Prozent gearbeitet und zusätzlich samstags bei Surprise als Nebenjob – weil das Geld sonst nicht gereicht hätte. Bis heute verkaufe ich Surprise, und zwar fast jeden Tag. Wenn ich dann mal müde bin, gehe ich nach Hause oder ins Fitnesscenter. Das Verkaufen der Hefte macht mir grossen Spass. Ich unterhalte mich gerne mit den Kund*innen, wir lachen viel zusammen. Manchmal singe ich beim Verkaufen leise für mich. Ich höre allgemein sehr gerne Musik, insbesondere solche aus Eritrea. Auch zuhause singe ich viel. Wir haben immer eine gute Stimmung, meine Familie lacht gerne und oft, wir haben grossen Spass zusammen.

Ich habe drei Kinder. Mein ältester Sohn ist inzwischen schon vierzig und hat eine eigene Familie mit zwei Kindern. Die anderen beiden Kinder, 30 und 28 Jahre alt, leben beide noch bei uns. Ich bin sehr stolz auf sie. Sie alle haben einen Hochschulabschluss. Bei uns in der eritreischen Community wird viel über meine Kinder gesprochen. Sie sind Vorbilder.

Wenn ich mir etwas wünschen könnte, dann möchte ich auch weiterhin andere Menschen unterstützen. Als ich noch nicht pensioniert war, habe ich immer ein wenig Geld gespendet. Es tut mir gut, anderen zu helfen. Zum Beispiel spendete ich an eine Blindenbibliothek, aber auch für Projekte, die sich für Frauenrechte einsetzen.



Goitom Weldegebriel, 68, verkauft Surprise bei Orell Füssli sowie am St. Annahof in Zürich und ist gerne unter Leuten, sei es seine Familie, die eritreische Community oder Surprise-Kund*innen.

zen oder für behinderte Menschen, die mit ihren Füßen oder dem Mund Bilder malen. Das Engagement für Frauenrechte habe ich von meiner Tochter. Von den anderen Projekten erfuhr ich über Prospekte, die bei mir im Briefkasten waren, und ich fand das eine gute Sache.

Ich bin gläubig und deshalb überzeugt, dass kommt, was kommen muss. Mir geht es grundsätzlich gut. Allerdings habe ich gesundheitliche Probleme. Da ich Diabetiker bin, brauche ich Insulinspritzen und nehme schon lange sechsmal am Tag blutdrucksenkende Tabletten.

Ich gehe in Wetzikon oft in die Kirche, wir haben dort eine grosse Community. Überhaupt verbringe ich viel Zeit mit diesen Leuten, wir feiern viele Feste. Die Gemeinschaft ist mir wichtig, denn ich bin nicht gerne für mich. Schon zuhause in Eritrea bin ich immer unter Leuten gewesen, als kleiner Junge war ich den ganzen Tag in der Nachbarschaft unterwegs. Danach musste ich ins Militär und war auch dort immer unter Leuten. Ich bin es also gewohnt, nicht alleine zu sein. Auch deswegen schätze ich die Arbeit bei Surprise, ich bin froh um all die Kontakte mit meinen Kund*innen. Dafür möchte ich mich ganz herzlich bedanken.»

Aufgezeichnet von **HANNA FRÖHLICH**

GESUCHT: DER FAN-SCHAL FÜR DIE NATI 2026!

Surprise nimmt im Herbst 2026 mit zwei Strassenfussball-Nationalteams am Homeless World Cup in Mexiko teil: Mit Ihrem Schal im Gepäck? Wie in den Jahren zuvor überreichen unsere Spieler*innen zum Handshake handgemachte Fanschals an die gegnerischen Teams. Machen Sie mit!

Der Schal sollte zirka 16 cm breit und 140 cm lang sein, Fransen haben und in Rot und Weiss gehalten sein. Gestrickt, gehäkelt, genäht: Alles geht!

**ACHTUNG,
FERTIG,
STRICKEN!**



Bitte schicken Sie den Schal bis spätestens Montag, 17. August 2026 an:
Surprise Strassenfussball, Münzgasse 16, CH-4051 Basel



**SURPRISE
WIRKT**

SURPRISE

STRASSENFUSSBALL-

LIGA 2026



29. März | 10–17 Uhr | Regionalturnier Parco Urbano Bellinzona

4. April | 10–17 Uhr | Regionalturnier Home of Surprise Strassenfussball Dornach

9. Mai | 10–17 Uhr | Nationalturnier Messeplatz Basel

20. Juni | 10–17 Uhr | Nationalturnier Schulhaus Säli Luzern

16. August | 10–17 Uhr | Nationalturnier Schützi Olten

Alle Infos auf surprise.ngo/strassenfussball

Surprise ist Partner von:

